Conversations-
und
Reisebibliothek.

I.

S. Steinhard.

Skizzen und Bilder aus der Krim.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1855.

Skizzen

und

Bilder aus der Krim.

Von

S. Steinhard.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1855.



Vorwort.

Nach einem fast vierzigjährigen Frieden zwischen den Großstaaten Europa's ist ein Krieg ausgebrochen, der ein allgemeiner zu werden droht. Der Selbstherrscher aller Reußen unternahm, in unbegrenztem Vertrauen auf seine eigene und seines ungeheuren Reiches gewaltige Macht, wie auf die vermeinte Ohnmacht oder Zaghaftigkeit der übrigen europäischen Regierungen, den Versuch, dem riesig-stolzen Gebäude seines Ehrgeizes die Krone aufzusetzen und am Bosporus die unerschütterlichen Fundamente einer russischen Weltherrschaft zu legen, stieß aber auf einen Widerstand, den er nicht geahnt hatte. Europa begriff sofort, daß der rechtlich unmotivirte Angriff auf die für morsch gehaltene osmanische Pforte eine Drohung für Europa und nur ein Vorspiel zu weitern Angriffen auf die Unabhängigkeit der andern Staaten unseres Welttheils, ja auf die europäische Civilisation sei; man wurde sich vollkommen der außerordentlichen Gefahren bewußt, welche der europäischen Staatenfamilie durch ein Reich drohen, dessen Regierung mit ihrer einheitlichen Stärke im Innern und ihrem imponirenden Einfluß nach Außen die unbeugsamste, zäheste, ausdauerndste Consequenz in der Verfolgung ihrer seit länger als einem Jahrhundert festgehaltenen traditionellen Politik verbindet. Zunächst waren es die großen Seemächte Westeuropa's, welche zur Abwehr jener drohenden Gefahren und zur Sicherung vor künftigen ähnlichen Versuchen gewaffnet in die Arena traten. Seitdem ist ein Riesenkampf entbrannt zwischen dem Orient und Occident, und

der Hauptschauplatz dieses Kampfes sind die durch Geschichte, Sage und Poesie geheiligten Gestade der taurischen Halbinsel. Dorthin führten die mächtigen dampfbeflügelten Armaden des Westens die Kriegerschaaren Frankreichs und Englands, gegen die granitnen Mauern jener gewaltigen Seeveste des Pontus, welche dazu bestimmt war, im Schooße ihrer unvergleichlichen Hafenbucht die kriegerischen Mittel zur Verwirklichung der russischen Absichten auf Stambul für den als geeignet erscheinenden Augenblick zu bergen. Dort fallen seit fast dreiviertel Jahren die eisernen Würfel des Krieges, und seit dieser Zeit blickt das Auge der Welt unverwandt nach dem pontischen „Viereck" des Strabo, und lauscht jedes Ohr mit selten dagewesener Spannung auf den Donner der Geschütze, der um die Mauern des neuen Ilion dröhnt und im fernsten Winkel der civilisirten Erde seinen Widerhall findet. Ernster und blutiger als je hat das eiserne Würfelspiel um Sebastopol, die stolze „Kaiserveste", wieder begonnen, und die Entscheidung und Lösung der orientalischen oder vielmehr europäischen Frage, welche die Diplomaten in Wien bis jetzt vergeblich versucht haben, scheint nur durch die ultimam rationem der Könige, durch Kanonen und Bayonnete, vielleicht erst nach langen Kriegsjahren, erfolgen zu sollen. Es giebt in diesem Augenblick keinen Punkt auf dem weiten Rund der Erde, der ein größeres Interesse darböte, als die taurische Halbinsel. Dieselbe soll in ihren wesentlichsten Beziehungen und wichtigsten Punkten in dem vorliegenden Buche dem Leser in einer Reihe von Bildern und Skizzen vorgeführt werden, die nach den vorzüglichsten und neuesten einschlagenden Schriftstellern und Reisenden, wie Kohl, Moritz Wagner, Professor Koch, Possart, Jost, Demidoff, Oliphant, Scott ꝛc., entworfen sind und ein im Wesentlichen vollständiges geographisch-historisches Gesammtbild der Krim darbieten.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Die Halbinsel Krim.

Eine geographisch-physikalische Skizze.

Die taurische Halbinsel ist nicht blos als der Brennpunkt des größten politischen Interesses unserer Tage, als der Schauplatz des großen Kriegsdrama's, in welchem die bedeutendsten Großmächte Europa's die handelnden Personen sind, sondern auch an sich ein sehr interessantes Stück Erde. Sie bildet ein unregelmäßiges Quadrat, das von Norden nach Süden eine Ausdehnung von fünfundzwanzig, von Osten nach Westen von vierzig geographischen Meilen hat und auf drei Seiten vom Schwarzen, auf der vierten vom Asow'schen Meer bespült wird. Dieses Quadrat, dessen Seiten keine geraden Linien, sondern gegen das Meer zu hohle Bogen sind (am meisten eingebogen ist die westliche Seite, während an der südlichen Seite, von Balaklawa bis Feodosia, sich die taurische Gebirgskette in einer Länge von einundzwanzig und einer Breite von vier bis fünf Meilen hinzieht), kehrt seine vier Ecken den vier Himmelsgegenden zu und hängt durch seine nördliche Spitze, den Isthmus von Perekop, dessen geringste Breite 15,000 Fuß beträgt, mit den weiten Steppenländern Neurußlands, zunächst mit der Nogaysteppe, zusammen. Die Südspitze tritt dem Cap Indieh bei Sinope ziemlich gegenüber weit in das Meer vor, weshalb das nahe Sebastopol sich so gut zur Bewachung des Pontus eignet. Das Ostende,

die Halbinsel Kertsch, bildet, indem es das große Becken des Asow'schen Meeres gleichsam abschließt, eine nur von einem schmalen Wasserstreifen, der Meerenge von Kertsch oder Feodosia, unterbrochene Brücke zu den kaukasischen Völkern. Das flache Westende, die Landzunge von Eupatoria oder Koslow, streckt sich in den Golf von Odessa hinaus. Rechts oder östlich von Perekop ist der Siwasch oder das Faule Meer, dessen Wasser im Sommer, wo man es zu Fuß und zu Pferd passiren kann, einen unerträglichen Geruch verbreitet. Es erstreckt sich, zwanzig Meilen lang und zwei Meilen breit, zwischen der Halbinsel und der Nogaysteppe. Die funfzehnundeinhalb Meilen lange, oft nur tausend Schritte breite Landzunge von Zenike oder Arabat, die gleich einer der preußischen Nehrungen lang vor dem Lande sich hinzieht, trennt es vom Asow'schen Meere, während es die enge Seestraße Jenitschi (russisch Tonku- oder Tansku-Paß) damit verbindet. Die Meerenge von Kertsch aber, mit Sandbänken eingefaßt und an der schmalsten Stelle nur sechs Werste breit, führt südlich in das Schwarze Meer. Westlich von Perekop ist ein anderer Busen des Schwarzen Meeres, das Todte Meer genannt. Im Südwesten streckt sich eine Landzunge oder kleine Halbinsel, der herakleotische Chersones genannt, auf welcher Sebastopol liegt, in die See hinaus; sie zieht sich von Osten nach Westen und hat in dieser Richtung eine Länge von ungefähr drei Meilen, während die Breite gegen einunddreiviertel, der ganze Umfang aber acht bis neun Meilen beträgt. Sie bildet ein Plateau, das vielfach durch Schluchten zerrissen ist, sich auch nach Osten noch eine Strecke fortsetzt und dort gegen das feste Land durch eine Thalspalte, in deren oberem Ende ein Bach fließt, getrennt wird, während der untere, sehr tiefe Theil durch das Meer ausgefüllt ist. Auf diese Weise hat sich ein schmaler Meerbusen, die Bai von Sebastopol, gebildet, der einer der besten Häfen der ganzen Welt ist und deshalb von der russischen Regierung als Kriegs-

hafen für die Pontusflotte eingerichtet wurde. Die Landzunge besitzt auf ihrer Nordseite, also auf der Südseite der Bai, wiederum vier Spalten, die ebenfalls sehr tief sind und mit Wasser aus der großen Hafenbucht angefüllt werden.

Die Bodenverhältnisse der taurischen Halbinsel, welche mit dem Lande der nogayschen Tataren im Norden der perekop'schen Landenge das russische Gouvernement Taurien bildet, sind sehr verschieden. Fünf Sechstheile der Krim sind Steppenland, denn der ganze westliche und nördliche Theil besteht aus sehr wasserarmen Ebenen, deren sandiger Boden hin und wieder mit Salz geschwängert und mit Salzseen, den Resten des einst diesen Strich bedeckenden Meeres, angefüllt, an einigen Stellen mit Haidekraut bewachsen und fast nur zur Weide für Schafe und Kameele tauglich ist. Ueberhaupt zeigt das Steppenland der Krim bei sehr abweichenden geognostischen und klimatischen Verhältnissen ein vom südlichen Theil oder vom taurischen Gebirgsstrich sehr abweichendes organisches Leben. Dieser Gebirgsstrich sondert die Südküste der Krim von dem übrigen Lande völlig ab. Das taurische Gebirge, das die nordwestlichen Ausläufer des Kaukasus zu bilden scheint, von dem es blos durch die Meerenge von Kertsch oder Feodosia geschieden ist, zieht zum Theil unter steilen Fällen von dieser Meerenge an durch die kleine östliche Halbinsel Kertsch bis zur Stadt Feodosia; hier erhebt es sich erst zu einem hohen, durch Thäler zerrissenen Gebirge, das längs der Südküste von Nordosten gegen Südwesten bis Sebastopol geht, wo es sich mit dem Vorgebirge Merdwinnow (Parthenion), auf dem gegenwärtig ein Leuchtthurm steht, endigt. Auf der Strecke von Balaklawa bis nach Kaffa oder Feodosia sind drei besonders bemerkenswerthe Vorgebirge, nämlich Aju-Burun, das heilige Vorgebirge genannt, ein Marmorstein zwischen Balaklawa und dem St. Georgskloster, Aju-Dagh (Bärberg, das Kriumetopon der Alten; Aju heißt Bär, Dagh heißt Berg) und der

Tharaktasch (Kammstein) bei Sudagh, mit vielen Spitzen und Zacken nackter und hoher Felsblöcke. In der Mitte ist das taurische Gebirge sechs Meilen breit. Die Hauptkette der krimschen Berge endet oben in einer Hochebene, die von den Tataren Jaila (Gebirgswiese, Alpe) genannt wird, welchen Namen man auf das ganze Gebirge übergetragen hat. Parrot hält den Tschatyr-Dagh (Zeltberg, Trapezos [Tisch] der Alten) für den höchsten Gipfel (er ist 5057 Fuß hoch), aber nach Moritz Wagner haben genaue trigonometrische Messungen nachgewiesen, daß der Kemal-Ayerek und mehrere andere Berge höher sind. Der Hauptkamm läuft einförmig wie eine Mauer fort und bietet, von der Küste gesehen, den Anblick eines Zeltdaches dar. Wenn man aber die Hochebene erreicht, so gewahrt man, daß sich auf ihr noch Gipfel von 300 — 500 Fuß Höhe emporheben, die in ihrer Form eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Kurganen oder Grabhügeln der Steppe haben, die man allenthalben am pontischen Gestade erblickt, und welche Karl Ritter die ältesten und kolossalsten Denkmäler einer uns völlig unbekannten Vergangenheit nennt. Nach der Küste fällt die Jaila so schroff ab, daß sie an vielen Punkten unersteiglich ist, nach Norden hin dagegen so allmälig, daß man von dieser Seite her sogar zu Pferde auf den Gipfel gelangen kann. Die Basis von der Hauptkette der taurischen Gebirge besteht aus Thonschiefer, einem quellenarmen Stein, der bis zu 600 Fuß über den Meeresspiegel ansteigt. Ueber ihm lagert ein bituminöser Kalkstein, dessen Gehalt an Erdpech ein so bedeutender ist, daß sich bei der geringsten Reibung ein höchst widerwärtiger Geruch entwickelt. Auf den Kalkstein folgt Jurakalk. Das ganze Gebirge ist arm an Wäldern, die überall erst auf einer gewissen Höhe beginnen, wo der Wasserdunst der Luft sich häufiger verdichtet, und wo reichlicherer Thau und niedrigere Temperatur die Nachtheile der Quellenarmuth einigermaßen aufwiegen. Es sind deutliche Spuren vorhanden, welche beweisen,

daß die Jaila ehemals ausgedehnte Wälder besaß; jetzt verschwinden die geringen Ueberreste immer mehr. Der Thonschiefer und Jurakalk des Gebirges wird überall von plutonischen Steinen durchsetzt, unter denen der Diorit oder Grünstein am massenhaftesten auftritt. Der Aju-Dagh oder Bärberg, dessen wunderlich phantastische Form (die Tataren vergleichen ihn mit der gebückten Gestalt eines Bären, der sein Haupt nach dem Meere ausstreckt, daher auch sein Name) von der mauerartigen Bildung der Jaila bedeutend absticht, besteht ganz aus Grünstein, in welchem Hornblende und Labrador ausgezeichnet krystallinisch vorkommen, und der geschliffen den Granit an Schönheit übertrifft. An der Küste erreichen die Gebirge ihre bedeutendste Höhe, nach dem Innern zu nehmen sie gradweise an Erhebung ab. Diese Binnengebirge, welche durch Längenthäler von der Jaila getrennt sind, gehören der Kreideformation an. Sie unterscheiden sich von den Bergen des dichten Jurakalks durch geringere Höhe, durch gleichmäßig sehr steiles Abfallen gegen Süden und Südosten und sehr sanfte allmälige Neigung gegen Norden, durch viel ebenere, ausgedehntere Gipfelplateaux, durch eine unregelmäßigere Verkettung, durch häufigeres Vorkommen von Querthälern, durch steilere und häufig überhängende Felswände, durch eine auffallend starke Zerklüftung und endlich durch die weißere Farbe der nackten Felsen und des aus ihrer Verwitterung hervorgegangenen Schuttes, welcher besonders die wallförmigen Berge, wie den Tepekerman bei Baktschisarai, rings umgiebt. In der Umgegend von Sebastopol findet sich die echte Schreibkreide und bildet die pittoresken Felsen bei Inkerman, wo im Jahre 1839 ein bedeutender Bergsturz stattfand, und wo sich auch die Steinbrüche befinden, welche das Baumaterial für die Befestigungen, Casernen, Tunnels und die übrigen Riesenbauten in Sebastopol lieferten. Das Kreidegebirge wird an einem Punkte und nur an diesem, bei Karagatsch, von Basaltfelsen durchsetzt. In diesen Bergen finden sich häufig

die merkwürdigsten Versteinerungen von Mollusken, darunter zwei riesenhafte Austernarten. Auch die Kreideformation hat wenige Wälder, dagegen eine große Mannigfaltigkeit von niedern Pflanzen. Je weiter man nach Norden vordringt, um so niedriger und unansehnlicher werden die Kreideberge. Ein plötzlicher, unvermittelter Uebergang vom Gebirge zur Fläche der Steppe erfolgt nirgends. Die Berge verkleinern sich zu Hügeln, die Hügel zu wellenförmigen Erhöhungen, die Anhöhen versinken in der ebenen Steppe. Der Salghir, der größte Fluß der taurischen Halbinsel, bildet die Grenzscheide zwischen Gebirge und Steppe. Nördlich von Simpheropol, der neuen Hauptstadt der Krim, ist das Land völlig flach und kahl und behält diesen Charakter bis zur Landenge von Perekop bei. Auch der nach Westen gestreckte Theil, die Chersonesus Trachea der Alten, ist völlig flach mit einer unmerklichen Senkung nach dem Meeresspiegel hinab. Die schönsten Thäler der Südküste sind die von Baidar, Lambat, Aluschta, Sudagh 2c. Berühmt ist die Felswand, auf der man vermittelst der sogenannten „Treppe" vom Gebirge zur Südküste nach dem Dorfe Kutschukoï herabsteigt, die auch Kaiser Alexander I. besuchte. Der schmale Küstenstrich zwischen dem Gebirge und dem Meere, nördlich durch den Gebirgskranz, welcher das Seeufer der Krim von Balaklawa bis nach Feodosia umsäumt, gegen den rauhen Nordwind geschützt, südlich hin den sanften Seelüften geöffnet, ist die fruchtbarste Gegend der Krim, wo der von den Gebirgsbächen bewässerte Erdboden die meisten Gewächse des viel südlicher gelegenen Anatoliens hervorbringt. Namentlich gilt dies von dem Küstenstrich zwischen Kutschukoï und Sudagh. Auf dem südlichen Abhang der Jaila erscheint in Höhen von 600 bis 3000 Fuß die taurische Fichte, welche weit weniger Kälte ertragen zu können scheint, als unsere nordischen Nadelhölzer; am nördlichen Abfall verschwindet sie plötzlich und wird durch die Buche ersetzt, die dort als der häufigste Waldbaum auftritt. Auch

der wunderschöne Erdbeerbaum, der seinen Stamm und seine Aeste mit einer feuerrothen Rinde bekleidet, zeigt sich nur an den südlichen Abhängen, wo seine Höhengrenze 1200 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Seine durchaus südliche Form paßt so wenig zu der Physiognomie der übrigen taurischen Vegetation, daß man annehmen muß, er sei von Anatolien oder den griechischen Inseln mit Zugvögeln eingewandert, die seinen Samen im Magen trugen und ihn hier wieder absetzten. Auf der Südküste gedeihen der Wein, die Olive, der Lorber, die Granate, die Cypresse. Ganz anders sehen die unermeßlichen Steppen im Nordwesten der Halbinsel, wie in der Nogay jenseit der Landenge von Perekop aus, ein kalkartiger Niederschlag mit vielen Ueberbleibseln von Seethieren, wald- und baumlos, ohne Schutz gegen die Nordwinde. Der Boden ist stufenweise dürr und mager und blos Flugsand, oder salzig; zum großen Theil aber sind es grasreiche Flächen, herrliche Viehweiden, voll aromatischer und kräftiger Kräuter, zum Theil mit herrlichen Blumen bedeckt, mit schönen Tulpen und violetten oder gelben Schwertlilien; der Thymian verbreitet einen starken Geruch, und an schlechtern Stellen sieht man das Binsengras und die Steppnadel. Man findet ungeheure fossile Knochen. Das Wasser ist meist schlecht, salzig und von widrigem Geschmack. Diese Steppen waren in frühester Zeit wahrscheinlich Meeresgrund, worüber das taurische Gebirgsland sich als Insel erhob. Sie zeigen viele Grabhügel, aus denen man allerlei alterthümliche Werkzeuge ausgräbt.

Während aus dem Südfuße der taurischen Gebirgskette eine große Anzahl kurzläufiger Küstenflüsse entspringt, deren Thäler eine üppige, ganz südliche Flora schmückt, fließen von dem Nordabhange mehrere Flüsse von etwas größerer Bedeutung hinab, die sich aber bald ihren Weg nach Osten und Westen bahnen, sodaß der nördliche Theil der Krim fast ohne alle fließenden Gewässer ist. Der Wassermangel in der nördlichen Salzsteppe zeigt sich aber, wenn

auch in geringerm Maße, selbst in dem untern Gebiete der Flüsse, welche dem Nordabhange der taurischen Gebirgskette entströmen. Der größte derselben ist der Salghir, der am Tschatyr-Dagh entspringt, die Stadt Simpheropol berührt und dann gegen Osten in das Faule Meer fließt. In das westliche Meer ergießen sich die Tschernaja, deren linker Zufluß das reizende Baidar-Thal, und welche selbst an ihrer Mündung die vielfach ausgezackte Bucht von Sebastopol bildet, dann nordwärts von der Tschernaja: der Belbek, die Katscha, die Alma, der Bulganak oder Zembruk. Bei Kertsch, Perekop und Eupatoria sind viele Salzseen, z. B. der Tschakraks-koi-, Krasnoje- und Tuslü-Osero.

Was die klimatischen Verhältnisse der Krim betrifft, die in der neuesten Zeit das allgemeine Interesse vorzüglich in Anspruch genommen haben, so wird die Hitze des Sommers an der Südküste durch die Nähe des Meeres und der Gebirge gemildert, und im Winter hemmt die von Osten nach Westen streichende Kette der Jaila den Zutritt der Nordwinde. Selten steigt die Wärme im Juli und August über +24° R., was im Norden auf der Steppe viel häufiger vorkommt. Im Januar und Februar tritt zuweilen eine empfindliche Kälte ein, und es kommen Jahre vor, wo das Quecksilber auf 12° unter den Gefrierpunkt fällt. Indeß ist ein solcher Frost auf der Südküste ebenso selten, als er schnell vorüberzugehen pflegt. Eine noch unerklärte Erscheinung ist es, daß die Olivenbäume, welche in der Provence gewöhnlich schon bei 5° Kälte bedeutend leiden und bei 7° erfrieren, in der Krim eine Kälte von 12° aushalten, ohne zu Grunde zu gehen. Im Krongarten von Nikita stehen Olivenbäume, deren dickstämmiger Wuchs beweist, daß sie vielen Wintern der Krim Widerstand geleistet haben. Auf der Nordseite des Gebirges erreicht die Kälte eine bedeutendere Höhe. Es gab Jahre, wo man in Simpheropol im Januar eine Kälte von 28° beobachtete. In den Ebenen des Nordens herrscht überhaupt

dieselbe Witterung, wie in den übrigen Steppen Südrußlands, und die Winter besitzen alle Schrecken des russischen Klima's. Es ist in der neuesten Zeit festgestellt worden, daß das Klima der Krim außerordentlichen örtlichen Veränderungen unterworfen ist. Der Franzose Raoul Bourdier sagt in einer kürzlich erschienenen Schrift, worin die neuesten Arbeiten des französischen und englischen Generalstabs benutzt sind: „Die Temperatur der Krim ist, weit entfernt von Gleichartigkeit, zuerst bedeutend innerhalb des Jahres und namentlich im Winter verschieden, und ändert sich beinahe mit jedem Schritt, je nach der Lage des Ortes auf den Anhöhen oder in der Ebene oder in den Thälern des gebirgigen Theils. In diesem eigenthümlichen Lande hat man schon Winter erlebt, wo sich seit Ende Januars die Frühlingsblumen zeigten, während andere härtere Winter Ende Octobers begannen und unter heftigen Nordstürmen mit Frost bis zum April dauerten, sodaß manche Ortschaften, die im Winter vorher kein Eis gesehen hatten, plötzlich das Thermometer 18° unter Null fallen und mehrere Tage auf diesem niedern Strand verweilen sahen. Im Allgemeinen läßt sich behaupten, daß die Kälte nie lange anhält, Dank dem beständigen Spiel der Winde, die bald Frost, bald Thauwetter bringen. Ebenso veränderlich, als die Winter, sind die Sommer in der Krim. Unter ihrem Einfluß versiegen oft die Quellen und trocknen die Bäche aus, das Réaumur'sche Thermometer steigt bisweilen auf 29—31°, und mitunter wechselt die Temperatur in einem Tage um 10—12°. Da die Luft immer bewegt ist, so wird die Hitze selten unerträglich. Gegen zehn Uhr Morgens erhebt sich gewöhnlich eine leichte Brise von der See her, die an den Ufern der kleinen Flüsse und an den seewärts aufgeschlossenen Thälern bis gegen Sonnenuntergang sich spüren läßt, wo sie von einem frischen Wind verdrängt wird, der von den Bergen herabströmt und die ganze Nacht über weht. Die Sommer in der Krim sind sehr selten reg-

nerisch oder kühl, oder nur dann, wenn der Winter sehr streng war, die hohen Berge mit Schnee beladen wurden, und das Eis im Asow'schen Meer die Luft abkühlt bis Ende Mai's. Die lieblichste und vergleichsweise gesündeste Jahreszeit in der Krim ist der Frühling, der vom März bis in den Mai dauert." Um diese Zeit verwandelt sich die Krim in ein Paradies; die Fluren bieten einen bunten Blumenteppich, die Luft wird von Wohlgerüchen gewürzt, eine angenehme Wärme erquickt den Körper, und die klaren Nächte wetteifern an Pracht mit den Tagen. Allein auf diese Periode folgt die peinigende Hitze des Sommers. Für die gefährlichste Jahreszeit der Krim hält Bourdier den Herbst, wo bilöse und Wechselfieber auftreten, zu denen sich noch die Krätze gesellt. Den Fiebern (Wechselfieber, Gallenfieber und Nervenfieber) sind besonders die Fremden nnterworfen, während die Tataren besonders an Wassersucht, Gicht und Blattern leiden.

Dieser Skizze der klimatischen Verhältnisse der Krim fügen wir eine kurze Besprechung der pontischen Stürme zu Wasser und Land hinzu, die auch in der Zeit vom 14. November und 25. December 1854 nicht blos die verbündeten Flotten auf dem Schwarzen Meere, sondern auch die Belagerer Sebastopols zu Lande auf höchst empfindliche Weise heimsuchten.

Die pontischen Stürme zu Wasser und Land.

Die furchtbaren Stürme des Schwarzen Meeres waren schon den Alten bekannt. Die ältesten Griechen nannten es sowohl wegen seines stürmischen Charakters, als auch deshalb, weil an seinen Küsten rohe Völker wohnten, Pontus Axinus (das ungastliche Meer). Bei Aeschylus warnt Prometheus den gewaltigen Herakles, seinen Befreier, vor Boreas' Stürmen, „daß seine niederfahrenden Wetter ihn nicht mit sich emporreißen in brau-

senden Wirbeln.“ Je mehr die Griechen dieses Meer nachher befuhren, je mehr verlor es für sie jene Schrecken, und sie nannten es im Gegentheil Pontus Euxinus (das gastliche Meer), was sie jedoch nach Einigen blos in euphemistischer Weise thaten. Während der schlechten Jahreszeit geht in der That die See sehr häufig hoch, und es toben alljährlich im Winter Stürme aus Ost und Südost, die viele Schiffe zerstören. Aber sehr bedeutende Stürme und Orkane kommen doch nur in sehr langen Zeitfristen vor. Seit dem Beginne dieses Jahrhunderts sind vier große Orkane bekannt. Der erste wüthete am 17. November 1801. Als der Sturm ausbrach, hatte sich Sultan Selim gerade mit einer Abtheilung der türkischen Flotte nach Sinope begeben. Das Schiff, auf welchem er sich befand, erreichte zwar glücklich die hohe See, konnte aber erst am dritten Tage, nachdem es dreißig volle Stunden vom Winde gepeitscht worden war, in den Bosporus einfahren. Selim fand das Volk in den Moscheen zum Gebete versammelt, um seine Rettung von Gott zu erflehen. Die andern Kriegsschiffe, welche diese Flottenabtheilung bildeten, wurden ans Ufer geschleudert. Der zweite Orkan wüthete am 17. November 1818. Der Sturm raste mit solcher Heftigkeit, daß er die Dächer von den Häusern in Sebastopol herabriß und alle Minarets von Konstantinopel von den Moscheen herabschleuderte. Nicht weniger als fünfunddreißig Handelsschiffe gingen vor Odessa oder längs der Küste von Bulgarien zu Grunde. Der dritte große Orkan wüthete 1839 und der vierte am 14. November 1854. Dieser letztere Sturm wird als einer der bedeutendsten betrachtet; er begann um sieben Uhr früh und ging mit der Plötzlichkeit, die den Stürmen jenes unwirthlichen Meeres eigen ist, in einen vollständigen Orkan über. In kurzen Pausen kamen aus den Schluchten des steilen Felsenufers gewaltige Böen hernieder, welche den arbeitenden Matrosen Wolken von Hagel und Nebel ins Gesicht trieben, die größten Schiffe von ihrem Anker-

grund losrissen und die stärksten Ankerketten wie hanfene Fäden zersprengten. So oft einmal die Hagelwolke mit der Bö vorüberflogen und die Aussicht wieder frei war, sah man neue Fahrzeuge halbzertrümmert auf dem ungastlichen Strande liegen. Dienstag Mittags zählte man an der Mündung der Katscha bereits vierzehn gescheiterte Fahrzeuge. In Balaklawa begann der Sturm erst am 14. früh, aber bereits nach zwei Stunden waren elf Transportschiffe gescheitert und sechs entmastet. Im Hafen und auf der Rhede von Eupatoria war die Zahl der Unglücksfälle noch größer. Die englischen Kriegsschiffe hatten dem Sturme getrotzt, aber ein ägyptisches Linienschiff war zum vollständigen Wrack geworden, und das französische Linienschiff Henri IV. von hundert Kanonen lag rettungslos auf dem Strande; außerdem waren elf Privat- und Regierungsdampfschiffe gescheitert, und die Seenymphe mit der gesammten Besatzung gesunken.

Ueber die Ursachen der pontischen Stürme herrschen die verschiedensten Ansichten bei den Geographen und Naturforschern. Nach Karl Ritter's Meinung bildet sich die gefürchtete Zone der heftigsten, zahlreichsten pontischen Stürme durch das Zusammentreffen der Nordwinde, die aus den sarmatischen Ebenen kommen und ungehinderten Zutritt bis an die asiatische Küste haben, und der auf dem armenischen Hochlande häufig herrschenden Süd- und Ostwinde. Diese Ansicht findet eine Unterstützung in dem Umstande, daß die Winde und Strömungen in keinem Meere häufiger wechseln und die Wellen nirgends unangenehmer oder gefährlicher sind, als im Pontus, daß daher die Wuth, sowie die Gefährlichkeit der pontischen Sturmregion ohne Zweifel durch ein Zusammentreffen der verschiedenen Winde vergrößert wird. Andererseits aber steht dieser Ansicht Ritter's auch wieder der Umstand entgegen, daß man viele der verheerendsten Orkane aus Südosten auch ohne das Entgegentreten der Nordwinde beobachtet hat. Kohl ist der Ansicht, daß die pontischen Stürme durch

die physikalische Beschaffenheit der Küstenländer im Norden des Schwarzen Meeres und besonders durch die große Lücke zwischen dem Uralgebirge und dem Kaukasus, durch welche die sibirischen Orkane heraustoben, bedingt werden, mit anderen Worten, daß die ungeheuren Ebenen und Steppen im Norden und Nordosten des Schwarzen Meeres, die ohne eine schützende Gebirgswand dazwischen bis Archangel und Kamtschatka sich erstrecken, zu der eigenthümlich wilden Natur und dem stürmischen Charakter des Pontus mächtig beitragen. Kohl meint, der ganze Zustand, das Klima und die Geschichte dieses Meeres würde eine andere sein, wenn der Kaukasus, wie er sich um die östliche Spitze des Pontus windet, auch ebenso im Nordosten und Norden die ganze Hauptmasse mit seinen schützenden Armen umfaßte. Dagegen spricht jedoch die Wahrnehmung, daß die wildesten und verderblichsten Orkane aus Osten und Südosten kommen, nicht aber aus Norden. Moritz Wagner scheint es, daß die meisten Stürme innerhalb der Grenzen des Pontus selbst entstehen, und daß das Eintreffen der Winde aus dem unermeßlichen Steppengebiete des Nordens keineswegs nothwendig sei, um das Schwarze Meer in die wildeste Bewegung zu bringen. Die Lufttemperatur des armenischen Plateaus und des Kaukasus sei von der des so nahen pontischen Strandes so verschieden, daß sich daraus einigermaßen die häufige Entstehung der Stürme dieses Meeres erklären lasse. Es sei eine von allen Meteorologen beobachtete Thatsache, daß verschiedene Temperatur von zwei benachbarten Orten gewöhnlich Wind erzeuge, und daß dieses selbst in vielen von Bergen rings umschlossenen Gegenden der Fall sei. Den schlagendsten Beweis dafür liefern das Kurthal in Georgien, das eine sehr bedeutend wärmere Lufttemperatur habe, als der nahe gelegene Kaukasus. Tiflis, obwohl in einen Bergkessel eingekeilt, sei die windigste Stadt, die er (der genannte Reisende) je bewohnt habe, und die Orkane, welche dort die Hälfte des Jahres hindurch sausen, kä-

men vom Kaukasus herab selbst an Tagen, wo im Steppengebiet nördlich am Kaukasus vollkommene Windstille herrsche. Aehnlich, wie im Thale des Kur, seien die Temperaturverhältnisse am Schwarzen Meere. Auf dem Plateau von Armenien seien 20 Grad unter dem Gefrierpunkt im Winter nichts Ungewöhnliches, in Erzerum habe man im Juni sogar Schneegestöber erlebt, während im nahe gelegenen Trapezunt der Olivenbaum aufs Kräftigste gedeihe, und hier und da sogar der Orangenbaum, der einer Winterkälte von 3 Grad erliege, im Freien fortkomme. Diese Temperaturdifferenzen seien ohne Zweifel der Entstehung der pontischen Stürme günstig, wenn die eigenthümlich wilde, gefährliche Natur dieses Meeres damit auch noch keineswegs hinreichend erklärt sei.

Nicht minder schrecklich und verheerend sind die Schneestürme, wie sie in der Krim und in Südrußland vorkommen. — Die Russen unterscheiden drei Classen von Schneestürmen: die Mjatjols (Miatjels), Samets (Samjots) und Wjugas. Der Mjatjol ist der schwächste; man versteht darunter die gewöhnlichen Schneegestöber, bei denen der Schnee aus einer vorüberwandelnden Wolke herniederfällt. Ein stärkerer Sturm ist der Samet oder das Schneetreiben oder Schneejagen, wobei die ganze Masse des liegenden Schnees durch Wirbel in die Höhe gehoben und dann wagrecht und flüchtig über die Gefilde hin vorgeschoben wird. Er ist gefährlich, und wehe dem Reisenden, der sich ihm auf offener Straße preisgegeben sieht. Man ist unfähig, im starken Schneegestöber die Augen zu öffnen; kein Pferd thut in ihm einen Schritt vorwärts, und schlüge man es todt. Das beste Rettungsmittel ist noch, sich flach auf die Erde zu werfen und zuschneien zu lassen, sonst ergreift Einen der Sturm mit Macht und wirft Einen einer Feder gleich umher. Die Viehherden ergreift eine Angst, in deren Folge sie nach allen Seiten zerstieben. Man kann kaum vor sich hinsehen, und so läuft Alles in

der Irre herum. Da ein Schneetreiben bisweilen mehrere Wochen, in der Regel jedoch nur drei Tage währt, so finden Schafe und Rinder, aber auch Menschen oft ihre Wohnungen gar nicht wieder, ermüden vor Angst und Hunger und gehen endlich nicht selten durch die Kälte zu Grunde. Noch häufiger kommt es vor, daß hauptsächlich Schafe geradezu in das Meer oder in Flüsse laufen und dort ertrinken. Noch häufiger werden Schafe eine Beute der Wölfe. Zum Glück haben die Hirten ihre Kennzeichen, sobald ein Sturm naht, und bleiben in dieser Zeit mit den Heerden in den Ställen; die Tataren aber lassen ihr Vieh auch den Winter über im Freien und setzen es allen Gefahren eines solchen Schneetreibens aus. Es ist deshalb kein Wunder, wenn in ungünstigen Jahren nach Karl Koch wenigstens ein Drittel ihrer Heerden zu Grunde geht. Wenn man bei einem solchen Samet in der Steppe auf einem Todtenhügel oder sonst einem erhabenen Punkte steht, so sieht man, während oben die Sonne lacht, unten den sämmtlichen Schnee der Fläche in Aufruhr. Es ist, sagt Kohl, als wenn man in ein großes, nicht tiefes Nebelmeer von lauter Eiskrystallen hineinblickte, aus dem nur noch wenige nicht überschwemmte Punkte hervorragen. Dennoch ist der Samet, so schrecklich er ist, nur ein Schatten vom Wjuga, der schlimmsten und gefährlichsten Art des Schneegestöbers, wo bei großer Kälte und ungemein heftigem Sturme der Schnee sowohl von oben herab, als von unten herauf getrieben wird. Beim Samet ist doch Rettung möglich; man ist in einem Hause ziemlich geborgen; eine zusammengefahrene Karawane oder Wagenburg widersteht ihm zuweilen; dem Wjuga aber widersteht nichts. Glücklicherweise zeigen untrügliche Merkmale sein Herannahen schon Tage lang vorher an. Dann unternimmt Niemand eine Reise, auch nur zum nächsten Dorfe; man hütet das Haus und stützt dasselbe mit Seitenbalken. Wilde Pferdehorden flüchten windschnell in die nächsten Wälder, und Rinder- und Schafheerden su-

chen Schutz, wo er nur irgend zu finden. Was auf freiem Felde überfallen wird, Menschen, Thiere, Karawanen, Alles ist ohne Rettung verloren. Ein eisiges Schneegestöber beginnt als Vorläufer den schrecklichen Verheerungszug; dasselbe wird so dicht und fährt so wagerecht durch die Luft, daß weder ein Widerstand möglich ist, noch ein vom Sturme Sichtreibenlassen rettet. Entgeht man auch diesem Vorboten des Orkans, so wird man doch unfehlbar von den in zweiter Schlachtlinie anrückenden Windstößen und kreisenden Wirbelwinden erfaßt, die den Gegenstand ihrer Beute wie Spreu in der Luft umherstreuen. Und doch ist dies noch nicht das dritte Stadium der Wuth des entfesselten Elements; denn hat es in der bisherigen Weise bis zur Erschöpfung getobt — und dieses Wüthen währt oft Tage lang — dann zieht erst der eigentliche Orkan heran, ein Sturmwind, dem nichts widersteht; er entwurzelt Wälder, schleudert die höchsten Tannen wie Strohhalme in die Luft oder trägt sie thurmhoch ganze Werste weit weg, wirft Scheunen und Ställe um, deckt Häuser ab, stürzt Kirchthürme nieder, sodaß die Gegend, in welcher der Wjuga gehaust hat, nach seinem zerstörenden Vorüberzuge einem durch Krieg und Brand zerstörten Erdstücke gleicht, auf dem man ganze erschlagene Heerden, entwurzelte Wälder, niedergerissene Dörfer erblickt. In freigelegenen Ställen hat der Sturm zuweilen das in denselben geborgene Vieh erfaßt und sammt den Trümmern und Mauern des Gebäudes in die Luft geschleudert und weit weg von dem Orte zerschmettert niedergestürzt. Das Ungeheuer wüthet dann noch mit abwechselnder Wuth einige Tage lang fort und läßt nach seinem Abzuge Tod und Verderben zurück. Zum Glück kommt der Wjuga selten, etwa alle zehn bis zwölf Jahre einmal; aber wenn er kommt, ist auch Alles, was sein eisiger Hauch berührt, der Vernichtung geweiht. Der Sturm von 14. November scheint in seinen Wirkungen zu Land der Wjuga gewesen zu sein.

II. Städtebilder.

1. Simpheropol.

Simpheropol (russisch Ssimferópol', griechisch Sympheropolis, türkisch Akmedschid, tatarisch Ak-Metschet, d. i. weiße Moschee oder Weißkirchen), die neue Hauptstadt der Krim und des ganzen Gouvernements Taurien, zu dem außer der Halbinsel Krim (jedoch mit Ausnahme des sich davon abtrennenden östlichen Theils, der Halbinsel Kertsch) noch die Nogaysteppe im Norden oder die Nordküste des Asow'schen Meeres gehört, und das somit die sogenannte kleine Tatarei oder die Besitzungen der Tatarkhane im vorigen Jahrhundert umfaßt, ist zugleich die Hauptstadt eines besonderen Kreises des taurischen Gouvernements, der nördlich an die Kreise Eupatoria und Perekop, östlich an den Kreis Feodosia, westlich und südlich an das Schwarze Meer grenzt und ein prächtiges und fruchtbares Gebirgsland bildet. Die Stadt Simpheropol, welcher Name ihr von den Russen gegeben wurde und nach Demidoff Doppel-Stadt bedeuten soll, weil sie eigentlich aus zwei eng mit einander verbundenen Städten besteht, liegt auf der Grenzscheide zwischen Gebirge und Steppe, im Thale des Salghir, eines Flusses, der im Norden eine große Strecke lang die Grenze zwischem dem Kreis von Simpheropol und dem von Perekop bildet und unter andern die Bourtscha und Angara aufnimmt, und ist der Sitz der obersten Regierungs-

behörden des Gouvernements Taurien. Früher hieß die Stadt Ak-Metschet und war unter der Tatarenherrschaft der Sitz des tatarischen Majordomus, des Sultan-Kalga, während der Tatarkhan selbst in Baktschisarai residirte. Die Lage Simpheropols macht den Aufenthalt daselbst sehr angenehm; die Berge in der Nachbarschaft mäßigen die große Hitze des Sommers, und der Salghir, welcher durch die Stadt fließt, vermehrt die Gesundheit und Schönheit des Ortes, während er zugleich das umliegende Land befruchtet. Wenn man hier auf der steinernen Brücke steht, befindet man sich gerade einer Landschaft gegenüber, die von hohen Bergen begrenzt ist. Von hier aus hat man den vortheilhaftesten Anblick des Tschatyr-Dagh mit seinem geradlinigen Profil und seiner relativen Höhe, mit welcher er über die ganze taurische Gebirgskette emporragt. Die Stadt ist in Folge ihrer Lage der am besten zugängliche Mittelpunkt der taurischen Halbinsel, mag man nun von der Steppe oder von der Seite des Gebirgslandes her kommen. Von hier gehen die Straßen strahlenförmig nach allen Punkten der Küste, Perekop ausgenommen, dergestalt in gleicher Länge aus, daß die Entfernung von den verschiedenen Ufern wenig differirt.

Simpheropol besteht, wie bereits angedeutet, aus zwei Theilen, der alten Tatarenstadt, die noch jetzt den Namen Ak-Metschet führt und außer der weißen Moschee mit zierlichem Minaret nur ärmliche Bauwerke enthält, und der an dieselbe sich anschließenden modernen russischen Neustadt, die mit ihren schönen Plätzen und ihren langen und breiten Straßen, in denen hohe Häuser mit Säulenreihen und eisernen Dächern stehen, auffallend gegen die tatarische Altstadt absticht. Das schönste Gebäude der Stadt ist das Haus des Gouverneurs, das sich in dem schönsten Theile der Stadt erhebt, gegenüber dem neu angepflanzten Spaziergange, der sich bis an den Salghir erstreckt, welcher hier unter dichten, schattigen Bäumen fließt und Wiesen, Weinpflanzun-

gen und sehr schöne Baumgärten bewässert. Außerdem zeichnet sich unter den öffentlichen Gebäuden die neue Kathedrale aus, die aus einem gleichschenkeligen Kreuze besteht und in der Mitte eine gewölbte Kuppel hat. In der Nähe erhebt sich der zu Ehren des Eroberers der Krim, des Fürsten Dolgorucky-Krimskoi, errichtete viereckige Obelisk, auf der einen Seite das in Marmor gehauene Bild des Fürsten, auf der andern sein Wappen und auf der dritten den russischen Adler tragend, während auf der vierten der Sieg des Christenthums über den Islam durch eine Tatarentaufe dargestellt ist. Simpheropol hat mehr als neunhundert Häuser, ein bürgerliches und ein Militairhospital, beide von großem Umfange, lang und nur ein Stockwerk bildend, zwei griechich-russische Kirchen, eine griechische, eine katholische und eine armenische Kirche, eine Synagoge und drei Moscheen. Am 12. April 1840 wurde auch der Grundstein zu einer evangelischen Kirche gelegt; früher war dem evangelischen Gottesdienst ein zeitweiliger Zufluchtsort in einem Saale des Hospitals eingeräumt. Für den öffentlichen Unterricht besteht hier ein von dem Lyceum zu Odessa abhängiges Gymnasium, und im Jahre 1828 wurde noch eine tatarische Normalschule eröffnet, welche dazu bestimmt ist, Elementarlehrer und Professoren für die Collegien des höhern Unterrichts zu bilden. Die Zöglinge dieser Schule sind sämmtlich Söhne von Geistlichen oder Gelehrten, das ist von Mullahs oder Effendis. Auch eine Seidenbauschule hat Simpheropol. Seit es zur Hauptstadt der Krim erhoben wurde, hat die Bevölkerung zugenommen. Die Zahl der Einwohner beträgt nach Petermann 12,800, die aus Russen, Tataren, Armeniern, Griechen, Deutschen, Juden und Zigeunern bestehen.

Simpheropol ist der eigentliche Sammelplatz nicht allein für die Erzeugnisse der Krim, sondern auch für auswärtige Waaren. Die günstige Lage der Stadt, so ziemlich in der Mitte der Halbinsel, macht sie zur natürlichen Vermittlerin sowohl für die Be-

wohner der Ebene, als des Gebirges. Ein schönes Schauspiel gewährt jeden Freitag und Sonnabend der große Bazar, welcher ein längliches Viereck von ungefähr einviertel Werst bildet. An beiden Seiten von zwei- und vierräderigen Karren, an welche die ausgespannten Pferde, Büffel, Kameele und Ochsen gebunden sind, wie von einer Mauer eingezäunt, bildet die Mitte den eigentlichen Tummelplatz, wo Fleisch, Fische, Leder, Leinwand, Salz, Früchte, Kleidungsstücke und alle Arten roher und gekochter Lebensmittel zum Verkaufe stehen und ausgeschrieen werden. Hier treiben sich halbnackte Zigeuner, Russen, Deutsche, Tataren, Armenier, Griechen und Juden männlichen und weiblichen Geschlechts im bunten Gewühle umher. Schon von Weitem hört man das Geschrei der Verkäufer, den Ungestüm der Käufer und die aus den tatarischen Kaffeehäusern tönende Balalaika, von wild lärmendem Gesange und einer Schellentrommel begleitet. Simpheropol hat vier Gasthöfe, einen deutschen, französischen, griechischen und armenischen.

2. Baktschisarai.

Baktschisarai (Bachtschiserai, türkisch Baghtschissarai, d. i. Palast der Gärten, Gartenpalast), die alte Hauptstadt der taurischen Halbinsel und die ehemalige Residenz des krimschen Tatarkhans, liegt ungemein romantisch im Innern der Krim, im Kreis Simpheropol, theils an den Ufern des Tschuruksu, theils an den schroffen Seiten der hohen Felsenwände, welche dessen Thal einschließen. Der Anblick, welchen die Stadt gewährt, ist in Folge ihrer Lage ein ganz eigenthümlicher, besonders da sie auch in der Bauart und Einrichtung der Häuser von andern Städten der Krim abweicht. Der Kreidekalk des taurischen Gebirges besitzt hier nämlich eine tiefe Spalte, in welcher ein frischer Bach, der erwähnte Tschuruksu, fließt, und deren Ränder

gegen den Ausgang hin schräg, weiter oben hingegen sehr steil abfallen. Da die Breite der Thalspalte nur ungefähr fünfhundert bis tausend Schritte beträgt, so bleibt blos so viel Raum übrig, daß eine Straße und zwei Reihen Häuser Platz haben. So hat sich die in das enge Kalkfelsenthal hineingeklemmte Stadt bei sehr geringer Breitenentwickelung besonders in die Länge (von etwa einer Stunde) ausgedehnt und concentrirt ihr Leben in einer einzigen langen und dabei sehr schmalen Hauptstraße mit unbedeutenden Verästelungen von Nebenstraßen. Die Häuser können keine große Ausdehnung haben, wenigstens nicht in die Breite. Mit ihrer Rückseite lehnen sie sich an den Berg, dessen hier weniger abschüssiger unterer Theil den Bewohnern als Garten dient und auch mit allerlei Gesträuch, hauptsächlich aber mit Obstbäumen bepflanzt ist. Häufig ist vorn noch ein Hofraum, den aber dann eine hohe Mauer umschließt. Die Dächer der Häuser sind nicht flach, sondern haben einen Giebel, von dem aus die beiden Seiten in einem rechten Winkel abfallen, und sind mit Hohlziegeln gedeckt. Die hohen Feueressen nehmen sich, aus der Entfernung betrachtet, recht gut aus, sie stehen mit den höhern und zahlreichen Minarets im Einklange und erinnern einigermaßen an die gothische Bauart. Obwohl Baktschisarai seine alte Pracht großentheils verloren hat und nur ein Drittheil der Stadt der Zerstörung Seitens der Eroberer entgangen ist, so ist doch noch genug übrig, um diese Hauptstadt des Tatarenreiches, jenes merkwürdigen Staates, der, als letzter bedeutender Ueberrest des großen Mongolenreiches in Europa, auf der Krim, als seiner Hauptburg und Stütze, fußend, seinen verderblichen Einfluß weit hinaus über die Dniepr- und Dniestr-Länder und selbst tief in das Wolga- und Weichsel-Gebiet hinein erstreckte, bis die wachsende Macht Rußlands unter Katharina's II. Regierung ihm den Untergang bereitete, in hohem Grade interessant zu machen. In dieser engen Kalkfelsenschlucht Baktschisarai's, nahe der

Grenzscheide des Gebirgs- und Steppenlandes der taurischen Halbinsel, hatten jene gewaltigen Tatarkhane ihren Thron aufgeschlagen, vor deren wilden Reiterschaaren die alte Czarenstadt jeden Frühling erzitterte, und um deren Freundschaft sich Russen, Polen und Türken mit gleichem Eifer bewarben. Baktschisarai ist um so interessanter, als es die einzige Stadt der Krim ist, welcher Katharina II. das Vorrecht verlieh, ausschließlich von Tataren bewohnt zu werden, sodaß Russen und überhaupt Nicht-Tataren, außer den Beamten, welche das Gouvernement schickt, sich hier gar nicht niederlassen dürfen, und man hier den Nationalcharakter in seiner Reinheit erhalten findet. In Folge davon ist die Stadt noch ganz tatarisch und bildet einen sehr schroffen Contrast zu andern russisch modernisirten Städten der Krim, z. B. zu Simpheropol, der jetzigen Hauptstadt von Taurien. Gebäude, Sitten, Kleidung und Gewohnheiten der Einwohner sind durchaus orientalisch. Hier sind Bazars, Moscheen mit ihren Minarets, Kiosks und Begräbnißplätze, Wälder von Cypressen und schwarzen Pappeln, terrassirte Gärten und Weinberge, die in der Luft zu hängen scheinen, und hier wird auch das Auge erfreut durch den Anblick zahlreicher Brunnen und stets fließender Krystallquellen, wie sich deren selbst das stolze Stambul nicht rühmen kann. Baktschisarai ist die quellenreichste Gegend der sonst ziemlich wasserarmen pontischen Halbinsel. Auf dem Stadtgebiet von Baktschisarai entspringen nicht weniger als zweiunddreißig Quellen, welche mit Inbegriff der Springbrunnen einhundertneunzehn Fontainen (d. i. eingefaßte Brunnen) mit Wasser versehen. Die Beaufsichtigung der Fontainen ist eigenen Curatoren anvertraut, und milde Stiftungen sorgen für deren Unterhaltung. Die an Verehrung grenzende Liebe aller mohamedanischen Völker für Quellen und Brunnen, welche dem Mauren der Berberei und dem Araber von Jemen mit den Türken Kleinasiens und den Tataren der russischen Steppen gemein ist,

mag es auch gewesen sein, was die Tataren und ihre Khane vermochte, für ihre Hauptstadt diese seltsame Lage in der Enge eines geschlossenen Thales auszuwählen und wegen des außerordentlichen Ueberflusses an frischem Trinkwasser auf eine freie sonnige Lage zu verzichten, um dafür das Vergnügen zu haben, dem Fontainengeplätscher zu lauschen und vor und nach den Moscheengebeten sich mit kühlem Quellwasser benetzen zu können. Die Tataren von Baktschisarai unterscheiden sich übrigens wesentlich von ihren Landsleuten in Karasu-Bazar und noch mehr von denen in der Steppe. Ihre Kleidung hat Aehnlichkeit mit der armenischen; sie besteht zunächst aus einem langen, meist aus braunem oder blauem Tuche gefertigten Kaftan, der nach unten und an den Seiten geschlitzt ist und eng anliegende Aermel hat. Die Beinkleider haben zwar im Allgemeinen den alttürkischen Schnitt, sind aber durchaus nicht so weit und mehr für das Gehen und Arbeiten berechnet. Die Kopfbedeckung besteht in einer kurzen cylindrischen Pelzmütze von der Höhe eines Fußes; oben wird der Cylinder durch meist rothes Tuch geschlossen, das man mit Gold- oder Silbertressen besetzt. In der langen Hauptstraße entwickelt sich aller Handel und Gewerbsbetrieb Baktschisarai's, und längs ihren beiden Seiten stehen in der Regel Buden vor den Häusern in denen die Handwerker öffentlich vor Aller Augen arbeiten und ihre Waaren verkaufen. Baktschisarai ist der Stapelplatz und das Depot für Früchte, Tabak, Flachs und Korn des umliegenden Landes, und in ihm ist Alles aufgestapelt, was tatarische Kunst und Industrie hervorzubringen vermag. Hier an der Grenze der Ebene und des Gebirges, wo deren natürlichster Marktplatz sich entwickeln mußte, häuft sich nicht nur Alles an, was Ebene und Gebirge gewähren können, sondern es wird auch hier Alles begehrt, was beide wünschen. Berühmt sind die Lederarbeiten Baktschisarai's; Schuhe, Kindschalscheiden, Pletken oder Reit-

peitschen ꝛc. werden nicht allein in der Krim verbraucht, sondern gehen auch auswärts.

Baktschisarai hat etliche dreißig Moscheen, mehrere tatarische höhere Schulen und einige weitläufige Khans zur Beherbergung von Reisenden. Man kann sich kaum ein niedlicheres Bild denken, als die Stadt von den umliegenden Höhen herabgesehen. Die Vorstädte dehnen sich weit aus, untermischt mit Villen reicher Tataren, Kiosks, Gartenanlagen (bei denen die Sorgfalt, mit der die Bewässerungsarbeiten vorgenommen werden, den angenehmsten Eindruck macht) und Mühlen, während die vielen Moscheen mit ihren Domen und Minarets und der Wald von thurmartig geformten Feueressen die Schönheit und Mannigfaltigkeit des Anblicks erhöhen.

Die größte Merkwürdigkeit Baktschisarai's ist unstreitig der ehemalige Palast des Khans, der auf Befehl der russischen Regierung nach seiner vormaligen Einrichtung restaurirt worden ist und in diesem Zustande erhalten wird. Er liegt ungefähr in der Mitte der langen Hauptstraße und theilt diese mit seinen Höfen, Gärten und Gebäuden in zwei nicht ganz gleiche Hälften. Es mündet nämlich ungefähr in der Mitte von Baktschisarai auf der rechten Seite ein kesselartiges Thal ein, und in demselben erbauten sich die frühern Herrscher der sogenannten kleinen Tatarei ihren Palast, der an einem freien Platze liegt, von einem Wassergraben umgeben ist und von allen übrigen Gebäuden der Stadt gewaltig absticht, obgleich er nicht großartig genannt werden kann. Indeß hat er einen bedeutenden Umfang und bildet ein unregelmäßiges wenig geschobenes Viereck. Bevor die russische Regierung einen Theil, der baufällig war, abbrechen ließ, soll er noch größer gewesen sein. Der Architekt Elson hat die ihm gestellte Aufgabe, den Palast in seinen frühern Zustand zu versetzen, mit Geschick und Glück gelöst. Es handelte sich hier nicht darum, ein Gebäude in rein architektonischem Geschmack, sondern in altem

tatarischen Geschmacke wieder herzustellen, und tatarische Greise versicherten, daß es hier zu den Zeiten des Khans wirklich so ausgesehen, wie jetzt. Wie vor Zeiten, sind die Thüren, Wände und Decken der Prunkgemächer bunt bemalt, vergoldet und drapirt, die seidenen und sammtenen Divankissen von reicher Goldstickerei strotzend, die Fußböden mit zierlichen Rohrdecken und Teppichen belegt; verschiedene Möbeln stammen noch wirklich aus der Zeit der Khane, so mehrere Schränke und Tische mit vergoldetem Schnitzwerk; die Wandmalereien sind ganz so aufgefrischt, wie sie früher gewesen. Wenn man das weitläufige Gebäude mit seinen sonnigen Höfen und Gärten, seinen luftigen Galerien, Marmorfontainen und Prunkgemächern zum ersten Male erblickt, so wird man durch die phantastische Pracht und den bunten Glanz sehr angenehm überrascht. Der Palast ist in seinem ganzen Umfange durch hohe Mauern oder durch die gegen die Außenseite hin Fronte machenden Gebäude selbst, die nur Ein großes Eingangsthor haben, klosterartig in sich abgeschlossen. Von außen gewährt er nirgends eine malerische Ansicht, eine desto gefälligere aber gleich im ersten Hofe, in welchen man durch jenes enge Eingangsthor tritt, und der ein großes Parallelogramm bildet. Die Theile des Palastes liegen, wenn man dem Thore den Rücken zugewendet, in folgender Ordnung. Zunächst erhebt sich der Flügel, durch welchen das Thor selbst gebrochen ist; in ihm befinden sich viele Zimmer für Gäste (jedem Fremden, der irgend ein gewichtiges Empfehlungsschreiben vorweisen kann', stehen sie jetzt für seine Aufnahme zu Gebote) und die Wohnungen der Schloßbeamten, welche Bestimmung er wahrscheinlich auch ehemals hatte. Zu den Zimmern seines zweiten Stocks führen breite, luftige Treppen und Galerien, von denen aus sich das Ganze höchst anmuthig überschauen läßt. Zur Linken liegt die Schloß-Medsched (Moschee), zugleich die größte von Baktschisarai und der größte Schmuck des ganzen Palastgebäudes, einfach und doch Ehr-

furcht erregend. Das in- und auswendige Gemäuer dieses mit hübschen Minarets verzierten Tempels ist weiß getüncht, die Decke von rothangestrichenem Holze. Von der Mitte der Kuppel herab hängt ein messingener Kronleuchter. Im obern Stockwerk sind Oratorien oder Logen (darunter eine besondere für die Familie des Khans), welche durch vielfarbige Fensterscheiben ihr Licht erhalten. An der Seite dieser Medsched ist der khan'sche Todtengarten, in welchem mehrere Generationen der Khans nebst vielen andern vornehmen Tataren und Geistlichen ruhen und sich zwei Grüfte (Dürbäs) der regierenden Familie Ghirei mit zwanzig theils marmornen, theils hölzernen Särgen befinden. Die meisten liegen im Garten selbst unter freiem Himmel, von Bäumen und Weinlaub beschattet. Die Monumente der letztern sind sämmtlich aus Marmor; es sind große Marmorplatten, zu der Form eines Sarkophags zusammengestellt. Diese offenen Marmorkasten sind mit Erde aufgefüllt und darauf hübsche Blumenbeete angepflanzt. Auf dem einen Ende der Sarkophage ist die sie abschließende Marmorplatte höher, als auf dem andern. Auf der höhern Platte steht die Inschrift und oben darauf, wenn es ein Mann war, ein großer Turban, wenn ein Weib, eine persische Frauenmütze. Der Marmor ist sehr schön weiß, und die Gräber sind auf's Beste erhalten. Die Bildhauerarbeit ist an allen Monumenten nichts weniger als roh, Alles sehr sauber und mit Fleiß gearbeitet. Die Schrift scheint von arabischen Kalligraphen eingemeißelt zu sein. Die Räume zwischen den verschiedenen Grabmälern werden von Blumenbeeten und Gebüschen ausgefüllt, und über ihnen ziehen sich schattige Laubengänge von Weinstöcken und Tikwas (Kürbissen) hin. Der ganze Begräbnißplatz bietet einen sehr freundlichen Anblick dar. Uebrigens liegen nicht gerade die wichtigsten Tatarkhane hier begraben. — Zur Rechten erstreckt sich der eigentliche Hauptkörper des Palastes, mit den Zimmern des Khans selbst,

den Audienz- und Gerichtssälen u. s. w. Ein Theil dieses Gebäudes enthält für den Empfang hoher Gäste prächtig ausgeschmückte Zimmer, die interessantesten Räume aber werden nur erhalten und übrigens unbenutzt gelassen. Vor den Zimmern, welche der Khan selbst bewohnte, läuft eine Gartenterrasse hin, d. h. eine durch Aufschüttung und Ummauerung bewerkstelligte Erhöhung eines Theils des Hofes, die mit Weinlauben, Blumenbeeten und Fontainen geziert ist, und auf welcher die Khane selbst zuweilen den Gärtner spielten. Diese Terrasse mit den zum Theil aus der Häuserfronte in ihr freundliches Grün hervortretenden Gartenzimmern bildet die lieblichste Partie des Palasthofes. Der Eindruck, den nach dem Eintritt in den letztern der langgestreckte Palast hervorbringt, ist ungemein anmuthig. Die ganze hier und da durch Erker unterbrochene Wand ist bunt bemalt. Die überbauten Dächer (auf denen sich nämlich eine Anzahl wie kleine Minarets aussehender Aufbaue erhebt, worauf der Halbmond glänzt) mit den runden Ecken passen gut zum Ganzen, und die schlanken Säulchen, welche theils den Anbau eines Saales, theils hervortretende Erker, von denen wieder einer unten vergittert ist, tragen, sind sauber gearbeitet. Die Fenster oben haben verschiedene Formen, bald sind sie europäisch, bald vergittert orientalisch. Die in ziemlicher Entfernung der Eingangsseite gegenüber liegende Seite des Hofes ist blos von einer hohen Mauer abgeschlossen, in deren Mitte ein stets sprudelnder Brunnen maurischer Architektur angebracht ist. Der erwähnte corps de logis des Palastes zur Rechten hat wiederum zwei gewölbte Durchgänge, die in ein paar andere Höfe führen, in welchen ebenfalls an den Wänden das Wasser aus hervorstehenden Marmorbecken zur Erde niederrieselt. Zunächst tritt man durch eine große eiserne Pforte in eine hohe Halle oder ein Vorhaus, von wo aus überall hin Thüren zu den wichtigsten Gemächern des Hauses gehen. In dem Vestibulum sprudelt wieder von allen Seiten aus schönen

Marmorbecken und Postamenten in hübschen Fontainen das allen Mohamedanern so kostbare Element des Wassers. Jede Fontaine hat, wie auch fast jedes Thor und überhaupt jeder Theil des Palastes, eine arabische Inschrift, welche den Namen und Ruhm Dessen verkündet, dem er seinen Ursprung verdankt. Auch hat jede Fontaine, wie jedes Thor, einen eigenen Namen, z. B. „Gold-Fontaine“ (Selsebil, russisch Solotoi Fontan), „Flöten-Fontaine“ (russisch Duduschni Fontan), „Thränenbrunnen“ (Slesni Fontan). Letztere ist besonders sehenswerth. Sie besteht nämlich aus mehreren pyramidenartig übereinander liegenden Cascaden. Das Wasser fließt aus dem obersten Marmorbecken über den ganzen Rand desselben in ein anderes weiteres ab, das sich gerade darunter befindet. Da dieses größer ist, aber nur dieselbe Menge Wasser, wie das darüber liegende, erhält, so fließt dasselbe hier etwas spärlicher über, und zwar wiederum in ein weiteres Becken. So wiederholt sich dasselbe noch einige Mal, bis das unterste Becken endlich einen so großen Umfang besitzt, daß das Wasser nur in Form von Tropfen überfließen kann. Diese Tropfen sollen aber die Thränen darstellen, welche der trauernde Khan über den Tod der Maria Potocka vergoß, deren Geschichte aus Puschkin's berühmtem Gedichte: Baktschisaraiski Fontan (die Quelle von Baktschisarai) bekannt ist, von welchem Bodenstedt eine treffliche deutsche Uebersetzung geliefert hat. Man zeigt auch ein Mausoleum, das der Khan zu Ehren des schönen Polenkindes errichten ließ. Es befindet sich dieses nicht innerhalb des Schloßraumes, sondern in dem großen zum Schloß gehörigen Garten, und besteht aus einer großen gewölbten Kuppel ohne alle Inschrift. Die Gold-Fontaine fließt vor den Thüren des mehr nach hinten zu liegenden ehemaligen Divans (Raths- oder Gerichtssaals), der ein rundliches, hohes Zimmer mit vergoldeter Decke bildet und von wenigen Gitterfenstern nach dem Garten und einigen dergleichen in der Höhe nach dem Innern des

Gebäudes zu matt erleuchtet wird. Wenn die Richter eine wichtige Sache zu entscheiden hatten, so wurden auch die Fenster des Saales verschlossen und der Raum durch Lichter schwach erleuchtet, damit nichts den Lauf der Gerechtigkeit hemme oder auch nur störe. Der Angeklagte wurde vernommen und, wenn für schuldig befunden, links abgeführt, um sogleich die Strafe zu erleiden. Wurde er aber für unschuldig erklärt, so ging er rechts ab und gelangte alsbald in den freien Hofraum, um sich wieder der Freiheit zu erfreuen. Bisweilen suchte sich der Khan selbst von der Gerechtigkeit der Richter zu überzeugen. Zu diesem Zwecke war zur Seite des Gerichtssaals nach oben ein kleines Gemach, eine Art Galerie, angebracht, welches aber durch ein Gitterwerk so verschlossen werden konnte, daß Niemand im Saale wußte, ob der Khan anwesend sei oder nicht. Nicht weit von hier trifft man auf dem Gang auf schwere eiserne Gitterthüren, die in Gefängnisse führen. — Eine lange Reihe Zimmer, mit mehreren sehr schön gelegenen Sälen, enthalten theils noch Tapeten, theils bestehen sie aus weißen Kalkwänden. Der Fußboden ist überall gedielt und mit geflochtenen Binsenteppichen belegt. Alle Zimmer sind mit Divans möblirt, deren Matratzen und Polsterwerk mit rothem oder grünem Zeuge umzogen ist. Besonders sehenswerth ist auch das gewöhnliche Wohnzimmer des Khans, an dessen Seitenwänden gepolsterte Sitze angebracht sind, und in dessen Mitte sich ein viereckiges, 30 Fuß langes und 10 Fuß breites marmornes Wasserbecken befindet, woraus auf mehrern Stellen frisches Wasser sprudelt. Die obere Decke dieses im Sommer so erfrischenden Aufenthaltsortes ist mit Tapeten bedeckt, und an den Wänden sind in kleinen Zwischenräumen lauter große Fenster angebracht, welche die Aussicht in den an Blumen und Früchten reichen Garten darbieten. Dieser noch wohlerhaltene Garten bildet ein längliches Viereck, an dessen einer Seite ein Theil des Palastes steht, an der andern spenden Blumen auf erhöhten Laubengängen ihre

Wohlgerüche (s. S. 27.). Der ehemalige, jetzt verödete Harem lag im hintern Theile des Hofes und war durch eine hohe Mauer von dem vordern Raum abgeschlossen. Er bestand aus einem nicht sehr großen Garten, in welchem ein ziemlich einfaches Haus mit fünf aneinander liegenden Zimmern befindlich war. Hier lebten, meist in stiller Zurückgezogenheit, die vier Frauen des Khans, der in der Regel die Vorschrift des Korans, nach welcher ein Moslem höchstens vier Frauen haben soll, genauer befolgte, als der Padischah und die Großen des Reichs in der Türkei. Am Ende dieses eingeschlossenen Gartenraumes befindet sich ein ungefähr 70 — 80 Fuß hoher und 30 Fuß breiter runder hölzerner Thurm, der als Erholungsort für die Schönen des Serails bestimmt war, und von welchem sie eine malerische Aussicht auf die nahen Gebirge und in das Innere der Stadt hatten. Außer dem eingeschlossenen Garten gehörte noch ein kleines Gärtchen mit einem Bade auf der einen Seite des Hauptflügels zum Harem. Zu diesem Badegärtchen führte ein schmaler Gang direct von den Zimmern des Khans; auch war noch ein kleines Zimmer vorhanden, von dem aus ein Fenster dem Khan die Aussicht auf das Bad gestattete. — Die Bauart des Palastes ist eigenthümlich und weicht von ähnlichen Gebäuden im Orient ab. Einen bestimmten Plan vermag man keineswegs überall herauszufinden. Die Zimmer sind zum Theil unregelmäßig und stehen nicht immer in ordentlichem Zusammenhange. Von Raumersparniß, wie sie in neuern abendländischen Gebäuden vorherrscht, ist in diesem Khans-Palast durchaus nicht die Rede, und man findet allenthalben unbenutzte Stellen. Schnitzwerk herrscht besonders an den Fenstern, weniger an den Decken und Thüren vor; Alles ist mit einer grellen rothen oder grünen Farbe angestrichen. Die Gemälde, die man an den Wänden und sonstwo angebracht hatte, waren roh und ohne allen künstlerischen Werth. In vielen Zimmern befinden sich nach europäischer Sitte Stühle

und Tische, die in der That von dem letzten Khan Sahin Ghirei benutzt wurden, welche Nachahmung europäischer Moden ihm freilich den Haß seiner Unterthanen zuzog und hauptsächlich die häufigen Empörungen hervorrief, gegen die er sich nur durch russische Hilfe behaupten konnte. Die gestickten Seidenvorhänge der Thüren, die Ueberzüge der langen Sophas sind kostbare Arbeiten. Der Palast ward im Jahre 1519 von dem Khan Abdul Sabab Ghirei erbaut. In einem der Zimmer des Palastes wohnte einst der Kaiser Alexander und später der Kaiser Nikolaus. Auch die Bettstelle, in welcher Katharina II. 1787 geschlafen, wird noch gezeigt. Von der Restauration des Schlosses auf Anordnung der russischen Regierung war bereits oben die Rede. Was an der Einrichtung fehlte, wurde in Konstantinopel gekauft. Man unterscheidet aber doch die alten Stücke, die Ecktischchen und Schränkchen, die mit Perlmutter ausgelegt sind, und in denen hier und da ein Stückchen erblindete, bald von den neuen.

Die Bevölkerung Baktschisarai's beläuft sich nach Petermann's Karte des europäischen Rußlands auf 12,400 Seelen, die aus Tataren, Russen, Karaïten, Griechen und Zigeunern bestehen. Letztere bewohnen eine der Vorstädte Baktschisarai's, welche ein merkwürdiges Bild von menschlichem Schmuze, von Elend und Dürftigkeit darbietet. Die Griechen bilden einen sehr kleinen Theil der Bevölkerung, wie sie überhaupt in den innern Städten der Krim weniger zahlreich als an der Küste sind, und weichen in Tracht und Gestalt von den übrigen Bewohnern sehr ab. Was die merkwürdige jüdische Secte der Karaïten betrifft, die sich von den talmudistischen Juden hauptsächlich durch Verwerfung der Tradition unterscheiden, und die in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten in hohem Grade auf sich gezogen haben, so verdienen sie eine besondere Darstellung. Hier bemerken wir nur so viel, daß ihr Hauptsitz in der Krim, das Fel-

senneſt Tſchufut Kale (d. i. Judenburg*), einer der intereſſanteſten Punkte in der Umgebung Baktſchiſarai's iſt, von welcher Stadt aus man dahin auf einem äußerſt ſteilen Felſenwege gelangt; zwiſchen den Felſen liegt auch das Thal Joſaphat, der Begräbnißplatz der Karaïten, mit einer Menge von Denkmälern. In den erſten Zeiten der Tatarenherrſchaft in der Krim hatten die Khane ihre Reſidenz wahrſcheinlich in dem feſten Tſchufut Kale uud verlegten ſie erſt ſpäter hinunter ins Thal, wo Baktſchiſarai liegt. Mehrere tatariſche Grabmäler auf dem Felſen von Tſchufut Kale deuten darauf hin.

Eine andere Merkwürdigkeit der Umgebung Baktſchiſarai's iſt das Kloſter zur Himmelfahrt Mariä (Uspenskoi Monaſtir), das, gleich einem Adlerneſte, hoch in den Lüften ſchwebend, am öſtlichen Felſen, Tſchufut Kale gegenüber, hängt. Dieſer ſeltſame Bau ſoll das Werk der verfolgten Chriſten aus den erſten Jahrhunderten ſein. Die Zellen der Mönche, die Corridore, das Refectorium und die Kirche, Alles iſt aus dem Felſen gehauen und von maſſiven Säulen geſtützt, ſodaß es eine vollkommene, uneinnehmbare Veſte bildet, denn der Zugang beſteht in Treppen, die in das Geſtein der gerade abfallenden Wand gehauen ſind, und die nach einer Zugbrücke führen; Leitern vermitteln die verſchiedenen Abſätze. Nach Karl Koch's Annahme haben ſich die Bewohner des Thals in uralten Zeiten, ehe die Menſchen ſich Häuſer zu bauen lernten, hier in das leicht zu bearbeitende Kalkgeſtein Höhlen gehauen, worin ſie gegen die Ueberfälle der unter Zelten lebenden Steppenbewohner geſichert waren. In einer ſolchen Höhle fand man vor mehrern Jahrzehnten, nachdem in der Krim die Herrſchaft des griechiſch-ruſſiſchen Kreuzes an die Stelle des Halbmonds getreten war, ein Marienbild.

*) Die karaïtiſchen Juden ſelbſt nennen nach v. Haxthauſen den Ort nicht Tſchufut Kale, ſondern ſchlechtweg Kale.

Die Kunde von dem glücklichen Fund verbreitete sich ringsum und von Jahr zu Jahr immer weiter. Es strömten viele Menschen herbei, um das Bild zu schauen, es geschahen Wunder, und der Andrang der Gläubigen wurde jährlich größer. Es ließen sich fromme Menschen in der Höhle nieder, und reichlich zufließende Spenden machten es bald möglich, die Höhle zu einer mehr wohnlichen Capelle umzugestalten. Bald aber wurde sie auch in der neuen Gestalt zu klein und konnte nicht mehr die große Zahl der besonders an gewissen Festen herbeiströmenden Wallfahrer fassen. Man fügte einen neuen Anbau an, der nun kühn, gleich einem Schwalbenneste, an dem steilen Felsen hängt; ein weithin glänzendes vergoldetes Kreuz verkündet dem unten im Thale Wandernden, daß hier oben ein heiliger Ort sei. Das jährlich hier gefeierte Fest wird von unzähligen christlichen Wallfahrern besucht, die nicht nur aus der Halbinsel Krim, sondern auch von dem Continente aus Neurußland und selbst aus der Ukraine herbeiströmen, denn das Fest der Felsenmutter hat in allen diesen Ländern in der neuesten Zeit immer mehr an Ruf gewonnen, und sein Name ist einer der berühmtesten im ganzen südlichen Rußland geworden. Obwohl nur wenige Priester vorhanden sind, die in der Capelle regelmäßig Gottesdienst halten, so führt der Ort doch den Namen eines Klosters.

3. Eupatoria.

Die Stadt Eupatoria (Ewpatoria oder Jewpatoria), welche in der neuesten Zeit dadurch ein erhöhtes Interesse gewonnen hat, daß die verbündeten Anglo-Franzosen bei der Expedition gegen Sebastopol in ihrer Nähe ihre Landung bewerkstelligten, erhielt diesen geschichtlichen Namen nach der Eroberung der Krim durch die Russen zum Andenken einer Stadt dieses Namens, welche Mithridates Eupator am Ende der kleinen herakleotischen

Halbinsel an der Stelle des heutigen Inkerman erbaute. Bei den Türken heißt sie Geslave; bei den Tataren hieß und heißt sie noch heute Guzlov, Gheuslev oder Geizlivi, woraus die Russen Koslow oder Keslew gemacht haben, welcher Name jetzt im gemeinen Sprachgebrauche der gewöhnliche ist, obwohl officiell nur der Name Eupatoria gebraucht wird.

Eupatoria ist jetzt die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im Gouvernement Taurien, der nördlich und westlich an das Schwarze Meer, östlich an den Kreis Perekop und südlich an den Kreis Simpheropol grenzt, zum Theil gebirgig ist, zum Theil sehr fruchtbaren Boden hat und mehrere Seen enthält, worunter der Sassuk Gniloje, Solenoje Tuslü, Kamüschli und Doukuslaw Gniloje die bedeutendsten sind. Die Stadt liegt auf der Westseite der taurischen Halbinsel, am Schwarzen Meere, an einer großen, kreisförmigen, hinreichend tiefen und guten Ankergrund darbietenden Bucht, die aber mit Ausnahme der Nord- und Nordostwinde allen Winden ausgesetzt und daher zum Ueberwintern der Schiffe nicht sicher und bequem genug ist. Man hat in der neuern Zeit an der so unsichern Küste einen großen und bequemen Ladeplatz von Holz angelegt, welcher den größten Schaluppen verstattet, auf die leichteste Art ihre Ladung einzunehmen; die großen Schiffe aber müssen weit von der Küste Anker werfen. Diese Lage ist bei Nordwestwind unbequem, wird aber gefährlich, wenn Süd- oder Südwestwinde sich erheben und einige Heftigkeit erreichen. Dennoch war sonst die Zahl der von Konstantinopel befrachtet hier einlaufenden Schiffe sehr bedeutend; die fatalistisch gesinnten moslemitischen Seeleute, welche sich bei allen Vorfällen damit trösten, daß sie sagen: „so stand es geschrieben," ließen sich durch die ungünstigen Verhältnisse des Hafens von Eupatoria nicht abschrecken. Ueberhaupt war Koslow sonst eine mächtige und blühende tatarische Stadt; seine schönen Moscheen, deren zwanzig Minarets schon beim ersten Anblick der

Stadt von weitem in die Augen fallen, seine Bäder, Bazars und Werkstätten machten es zur glücklichen Nebenbuhlerin von Baktschisarai und Karasu-Bazar, den gewerbreichsten Städten des Khans der Krim. Jetzt findet man fast nur noch Ruinen, welche den alten Wohlstand der einst so blühenden und großen tatarischen Stadt andeuten. Zwar ist Koslow noch jetzt eine Stadt von nicht geringer Ausdehnung, aber in seinen engen und unregelmäßigen Straßen findet man wenig mehr, als verfallene Mauern, unbenutzte Plätze, niedrige und schlecht erhaltene Häuser. Von den ehemaligen Festungswerken sind nur noch einige Mauern und Thürme und von den vielen Moscheen und Wohngebäuden blos noch der kleinste Theil vorhanden. Das bedeutendste Bauwerk Eupatoria's ist die Moschee Dschuma-Dschamai, die geräumigste und schönste der Krim, welche im Jahre 1552 von Dewlet Ghirei Khan erbaut wurde, wie eine noch jetzt im Allerheiligsten aufbewahrte Urkunde bezeugt, welche die Unterschrift sämmtlicher (18) Khane trägt, die von da an bis zur Vereinigung der taurischen Halbinsel mit dem russischen Reiche auf dem Thron von Baktschisarai saßen. Eine kühne Kuppel, von sechzehn kleinern Kuppeln umgeben, bekränzt dieses herrliche Gebäude, dessen starke Mauern von schmalen byzantinischen Oeffnungen durchbrochen sind. In der neuesten Zeit stürzte ein Orkan die zwei zierlichen Minarets der Moschee herab, deren Reste noch zerstreut den Boden bedecken, und da die armen Tataren nicht im Stande waren, sie wieder aufbauen zu lassen, so hat der Bau jetzt ein wunderliches Ansehen. Prachtvoll ist auch die große und kleine Synagoge der Karaïten. Der Hauptmoschee gegenüber, dicht am Meeresufer, steht eine griechische Kirche, und rechts draußen vor der Stadt, auf der Landseite, bewegen unzählige, unregelmäßig herumliegende Windmühlen lustig ihre Flügel. Mit Ausnahme von Baktschisarai ist Eupatoria die am meisten charakteristische Tatarenstadt in der Krim. Sogleich der erste

Blick in die Stadt zeigt orientalisches Leben. Wo man um die große Moschee herum nach der Stadt einbiegt, befindet man sich augenblicklich vor einem tatarischen Kaffeehause, hinter dem sich ein Bazar für Lederarbeiten ausbreitet. Oben auf dem Balkon sitzen die rauchenden Tataren mit untergeschlagenen Beinen. Auch die kleinen, krummen Gäßchen der Stadt tragen ganz den orientalischen Charakter. Von den Häuschen ist oft nichts als die kleine unscheinbare Thüre, das weit vorspringende Dach, bei andern wieder in der Höhe einige kleine vergitterte Fensterchen zu sehen, die aber auch von innen noch verwahrt sind. Das Dach tritt weit über die Straße herüber, ist durchgängig mit sehr malerischen runden Ziegeln gedeckt und gewährt den Fußgängern Schatten und Schutz. Biegt man rechts in eine breitere, schmuzige Straße, so ist man von lautem orientalischem Leben umringt. Es ist der große Bazar, aber nicht solch ein Bazar, wie ihn Konstantinopel oder Kairo bietet; hier findet man nicht die glänzenden Läden mit kostbaren Stoffen, welche dort das Auge fesseln, sondern hier ist Alles einfach. Rechts und links ziehen sich bis zu einem hohen steinernen Thore offene Verkaufsbuden, welche des Nachts durch Läden verschlossen werden. Außerdem hat Eupatoria noch einen 440 Fuß tiefen artesischen Brunnen, eine Kreisschule, eine Art hohe Schule für Tataren, mehrere andere Schulen, ein Hospital, zwei öffentliche Bäder, dreizehn Gasthöfe (Khans) und Kaffeehäuser, ein Zollgebäude, wichtige Quarantaine-Anstalten (von der dasigen wohlhabenden Kaufmannschaft auf eigene Kosten errichtet) und einen Freihafen, dessen Handel im Vergleich mit dem der übrigen Häfen der Halbinsel nicht unbedeutend ist. Die Ausfuhr an russischem Getreide, Salz (aus den in der Nähe gelegenen ergiebigen Salzseen), Butter, Wolle, Leder (Maroquin, von den hiesigen Tataren verfertigt), Baumwollenzeugen und Filzen (ebenfalls hier verfertigt) beläuft sich auf mehrere Millionen an Werth, und die Schiffe, welche diese

Waaren abholen, bringen meist nur baares Geld zum Einkauf mit. Einfuhrartikel sind: Reis, Kaffee, Zucker, Feigen, Datteln, Tuch, seidene Stoffe, feine und grobe Leinwand, Juchten, Eisen, Krämerwaaren und Anderes mehr.

Die Getreide-Ausfuhr ist eine höchst unregelmäßige gewesen, dennoch erscheint das Resultat als ein günstiges für den Hafen, denn in der letzten siebenjährigen Periode 1846 bis 1852 stieg die Ausfuhr an verschiedenen Getreidearten um etwa 42 Procent gegen die vorhergehende siebenjährige Periode. Eupatoria verdankt seinen Getreide-Ausfuhrhandel vorzugsweise der Betriebsamkeit der in der Krim angesiedelten karaïtischen Juden, ohne welche es längst von Odessa absorbirt worden wäre, das fast allen Handel an sich reißt. Die karaïtischen Juden, welche sich in Eupatoria niedergelassen haben, sind auch geschickte Juweliere, die sich in der Verfertigung mehrerer sehr geschätzter Schmucksachen der tatarischen und jüdischen Frauen auszeichnen.

Die Zahl der Einwohner Eupatoria's beträgt nach den neuesten Angaben 9800 (unter der Tatarenherrschaft 20,000), bestehend aus Tataren, Karaïten, andern Juden, Armeniern, Griechen und Russen. Aus den entferntesten Gegenden, aus Konstantinopel und von den Küsten Rumeliens und Anatoliens, siedelten sich vor dem Ausbruche des gegenwärtigen Kriegs hier Kaufleute an. Das Klima von Eupatoria wird gewöhnlich als sehr gesund dargestellt. Dieser Annahme widerspricht jedoch Fürst Anatol v. Demidoff. Er meint, das Klima müsse in Folge der Nachbarschaft des Salzsees von Sak der Gesundheit der Einwohner von Eupatoria nachtheilig sein, denn wenn er auch die heilsamen Eigenschaften des Schlammes dieses benachbarten Sees durchaus nicht bestreite, so könne man doch daraus nicht folgern, daß die Ausdünstung auch vortheilhaft für den öffentlichen Gesundheitszustand sei. Er habe während seines Aufent-

halts in Eupatoria unter den Bewohnern viele Anzeichen von endemischen Fiebern bemerkt. Uebrigens bringe die Annäherung des Aequinoctiums und die Unbeständigkeit der Witterung an vielen andern Orten dieselben Wirkungen hervor.

Eupatoria ist eine der ältesten Städte der Krim. Die Stadt hatte im Laufe der Zeit viel zu leiden; sie war die erste, deren sich die Tataren bei ihrem Einfall in die Krim bemächtigten, und in welcher sie von der Zeit an stets einen Zoll erhoben. Im Jahre 1736 ward sie von ihrer Besatzung und den tatarischen Einwohnern verlassen und von den Russen ohne Widerstand besetzt. Später kam sie zwar in die Hände der Tataren zurück, aber am 21. Juni 1771 ward sie abermals von den Russen erobert, und 1783 kam sie mit der ganzen taurischen Halbinsel völlig unter russische Herrschaft. Am 14. September 1854 landeten die Verbündeten in der Bai von Eupatoria oder Kalamita. Seitdem hat Eupatoria eine hohe strategische Bedeutung für die verbündete Armee erlangt. Von diesem nunmehr stark befestigten Platze aus kann man gegen den Rücken der russischen Armee manövriren und über ihre drei großen Centrums herfallen: Simpheropol, funfzehn Stunden, Baktschisarai, siebzehn Stunden, und Perekop, sechsundzwanzig Stunden entfernt. Diese drei Punkte enthalten alle Vorräthe und alle Reserven der russischen Truppen. Obgleich seit der Landung der Alliirten an den Gestaden der Krim mit sehr wichtigen Vertheidigungswerken versehen, sind sie doch einnehmbar und können ernstlich beunruhigt werden. Seit der Besetzung Eupatoria's durch die Alliirten hatten die Russen vor der Stadt eine Cavalerie-Division, die sie später verstärkten, und die aus zwei Regimentern Dragoner, vier Regimentern Uhlanen, einem Kosaken-Corps von 1000 bis 1200 Mann und 32 Feldgeschützen besteht. Diese Division steht unter den Befehlen des Generals Korff, der sein Hauptquartier zu Oraz, zweieinhalb Stunden von Eupatoria, aufgeschlagen hat. Sie richtete gegen die schwache

Garnison des Platzes mehrere Angriffe, die indeß jedesmal zurückgewiesen wurden. Sie hat auf einer Strecke von nahe an zwölfeinhalb Stunden im Umkreise der Stadt die Saatfelder zerstört, die Bäume ausgerissen, die Dörfer eingeäschert und alle Wohnungen verheert. Die ganze Gegend wurde der Plünderung und der Verwüstung preisgegeben. Wir geben hier eine kurze Uebersicht der Thatsachen, die sich seit der Landung der Verbündeten zu Eupatoria zugetragen haben. Am 16. September 1854 erschien der französische Escadronschef d'Osmont vom Generalstabe vor der Stadt und nahm mit zwei Compagnien des 39. Linienregiments im Namen der französischen Regierung Besitz von ihr. Er setzte tatarische Behörden an der Stelle der geflohenen russischen ein; dann kehrte er mit den beiden Compagnien ins Hauptquartier zurück. Am 19. desselben Monats ging er mit zwei Compagnien des Marine-Infanterieregiments nach Eupatoria zurück, um es definitiv zu besetzen, und wurde zum Obercommandanten ernannt. An den folgenden Tagen sicherte man die Stadt vor irgend welcher Ueberrumpelung, indem man eine ununterbrochene Enceinte aufführte, die Ausgänge versperrte und Wachen an den offen gelassenen Thoren aufstellte. Ungeheure Magazine von Getreide, die am Platze vorgefunden worden, wurden in Beschlag genommen. Man organisirte eine reitende tatarische Miliz, um den Vedettendienst außerhalb der Stadt zu versehen, und eine Fußmiliz zur Verrichtung des Wachtdienstes im Platze. Am 10. October begann eine bedeutende Einwanderung in die Stadt; die vor den Russen fliehenden Tataren kamen, die Garnison um Schutz zu bitten. Das Eintreffen von Tataren währte den andern Tag noch fort. 25,000 Mann, über 100,000 Hämmel und 20,000 Ochsen kamen in die Stadt. Um ein Uhr Mittags unternahm ein russisches Cavalerie-Regiment eine Recognoscirung; einige gut gezielte Haubitzenschüsse zwangen es zum Rückzuge. Am 12. October griffen vier russische Regimen-

ter Cavalerie mit vier Feldgeschützen Eupatoria an, wurden indeß von der geringen Garnison energisch zurückgeworfen. Am 13., sowie an den folgenden Tagen errichtete man Erdbatterien, die mit Geschützen versehen wurden. Die Bewaffnung des Platzes begann, und man gab den Befestigungswerken eine gewisse Ausdehnung. Die Russen schlossen darauf die Stadt ein, stellten in einer Entfernung von einer Viertelstunde von der Enceinte Posten und Vedetten auf, besetzten die Dörfer in der Umgebung und schlugen ihr Hauptquartier zu Oraz auf, wo es noch Ende Januar 1855 sich befand. Am 17. October 1854 äscherten sie das Dorf Beynac, in der Nähe des Meeres und des Platzes, ein, wo die ärmsten Tataren Getreide, Holz und Stroh holten. Am andern Tage machten die Russen Versuche, der Besatzung ihr Vieh wegzunehmen, das außerhalb der Schußweite der Kanonen der Alliirten im Felde weidete. Die Garnison, über 1200 Mann stark, darunter 330 Franzosen, 380 Engländer und 500 Türken und Aegypter, warfen sie abermals zurück. Am 3. November versuchten die Russen einen neuen Angriff, um die Heerden wegzunehmen. Sie wurden lebhaft durch einen Ausfall des Commandanten an der Spitze eines Plotons und einiger reitenden Tataren zurückgeworfen; das Anfangs in die Gewalt der Russen gefallene Vieh wurde wiedererobert. Dann vertheilte man einen Theil des in der Stadt gefundenen und von vorn herein unter Sequester gelegten Getreides unter die Tataren. Am 7. November wurde ein neuer Angriff der Russen durch einen Ausfall des Commandanten d'Osmont zurückgeworfen. 2000 Russen mit 4 Geschützen eilten zum Schutz der im Gefecht befindlichen Truppen herbei. Der Kampf war lebhaft und hartnäckig. Die Franzosen hatten 7 Verwundete, und dem Commandanten wurde ein Pferd unterm Leibe getödtet. Die Verluste der Russen waren bedeutender. Am 14. November 1854, während des schrecklichen Orkans, der so viele Unfälle im Schwarzen Meer verursachte und auch in

der Bai von Eupatoria schweres Unheil anrichtete, griffen die Russen die Stadt mit 7000 Mann und 14 Geschützen an. Nach einem sehr lebhaften, über eine Stunde anhaltenden Gefechte zogen sie sich in Unordnung zurück. Am 22. November schickte man aus dem Hauptquartier einen Geniecapitain ab, um die Befestigung des Platzes zu leiten, woran seitdem ununterbrochen gearbeitet wurde. Am 25. und 26. November langten von Kamiesch und Balaklawa zwei Bataillone Türken zur Verstärkung der Garnison an. Am 6. December machten die Russen wieder einen Angriff, der lebhaft zurückgeschlagen wurde; seitdem hielten sie sich eine Zeitlang ruhig. Der Platz hatte vorerst nichts mehr zu fürchten, seitdem am 9. December 1854 die ersten türkischen Truppen Omer Pascha's in Eupatoria eingetroffen waren. Diese Bewegung dauerte längere Zeit fort, und gegen Mitte Januar 1855 war bereits das erste Corps unter dem Commando Mehemet Ferik Pascha's in der Stadt, die außer den 25,000 geflüchteten Tataren 15,000 Mann und 1200 Pferde beherbergen kann. Der übrige Theil der ottomanischen Armee lagert unter sehr guten Verhältnissen außerhalb der Stadt. Man beendigte im Januar 1855 einzelnstehende geschlossene Redouten, die auf einer den Horizont begrenzenden Hügelreihe angebracht sind. Eupatoria ist jetzt eine der festesten und den Alliirten nützlichsten Städte der Krim. Gegen Ende Januars begannen die Plänkeleien zwischen Kosaken und Tataren wieder. Am 29. Januar unternahm eine 1000 Mann starke, von 200 tatarischen Reitern begleitete ottomanische Infanterie-Abtheilung eine größere Recognoscirung gegen Sak zu, mußte sich jedoch unverrichteter Sache wieder zurückziehen, weil die Russen das Terrain zwischen Sak und Salük in dreifach überlegener Anzahl besetzt hatten. Tags darauf rückten die Russen auf demselben Wege gegen Eupatoria vor, wurden aber vom Bord des „Henri IV." so scharf begrüßt, daß sie rasch retirirten; ein gleichzeitig vom Norduser des Salzsees aus auf die Vor-

postenlinie der Alliirten unternommener Angriff endete ebenfalls mit Retirade. Schon während der letzten Januartage umlaufende Gerüchte, welchen zufolge eine russische Armee von Simpheropol aus gegen Eupatoria im Anzuge sei, erhielten ihre Bestätigung dadurch, daß am 2. Februar zurückkehrende Späher das Nahen großer Truppenmassen anmeldeten, deren Avantgarde bereits am jenseitigen Ufer des Salzsees Posto fasse. Noch am Abend desselben Tages aber ging die Kunde ein, daß General Chruleff, welcher Befehl zur Erstürmung Eupatoria's erhalten, wieder umgekehrt sei, weil sein Belagerungstrain im Kothe der sehr aufgeweichten Landstraße stecken geblieben. Am 17. Februar griff eine russische Armee Eupatoria an, wurde aber von Omer Pascha zurückgeschlagen.

Der Salzsee von Sak.

Dieser durch die heilende Kraft seiner Schlammbäder bekannte See, der auch den Namen Tuslü führt, liegt auf der Westküste der taurischen Halbinsel, in der Nähe von Eupatoria oder Koslow; er hat einen Umfang von zwölf bis funfzehn Wersten, eine unregemäßige Gestalt mit vielen Busen und ist vom Schwarzen Meere durch einen nicht sehr breiten, flachen Landstrich geschieden. Der See gehört zu den Krongütern und liefert durch das daraus gewonnene Salz ein bedeutendes Einkommen, ist aber weit mehr bekannt durch die bereits erwähnte Heilkraft seiner Schlammbäder. Während des Sommers verdunstet nämlich ein großer Theil des Wassers, das ihm im Herbst und Frühjahr dnrch Regen und Schnee zugeführt wird, und sein Grund wird vom Ufer ab in den See hinein, gegen einhalb Werst breit, völlig vom Wasser entblößt und ist mit einer Schicht Salz bedeckt, welches sich um diese Zeit krystallisirt. Dieser Theil des Sees ist es nun, welcher wegen seiner salzig-schlammigen Beschaffenheit zu den heilsamen Schlammbädern benutzt wird. Die

beste Zeit, diese zu nehmen, ist von Mitte Juli bis Mitte August, indeß hängt dies von der Hitze ab, welche im Sommer in der Krim herrscht; in manchen Jahren beginnt die Heilkraft in den ersten Tagen des Juli und dauert bis gegen den 25. August. Kranke, welche mit chronischen Rheumatismen, chronischen Gichtbeschwerden und andern Krankheiten behaftet sind, die den Charakter der Schwäche mit sich führen, finden hier Heilung. Es findet eine unmittelbare Einwirkung des durch die Sonnenstrahlen oder künstlich erwärmten Schlammes auf die Haut Statt, indem eine reichliche Schweiß-Absonderung erregt und die Einsaugung verstärkt wird, was in vielen Krankheiten sehr heilsam wirkt. Die mittelbare Wirkung des Schlammes besteht darin, daß sie in Folge der starken Ausdünstung einen großen Durst erzeugt und durch reichliches Trinken die verdickten Säfte verdünnt werden. Außerdem dringen die Bestandtheile des Schlammes, wenn auch in geringer Menge, durch das Einsaugen der Haut in das Blut. Die Anwendung dieser Schlammbäder geschieht dergestalt, daß man Morgens eine zwei bis drei Fuß tiefe, drei Arschin lange und anderthalb Arschin breite Grube gräbt und diese, sowie den ausgeworfenen Schlamm, hierauf von der Sonne mehrere Stunden lang durchwärmen läßt. Der Kranke legt sich nun nackt der Länge nach auf den Rücken hinein, läßt sich mit Schlamm bedecken, mit Ausnahme des Kopfes, der mit einem Tuche umwunden und etwas erhöht gelegt wird, und verweilt nun so lange darin, als er es auszuhalten vermag. Er wird endlich mit dem frischen Wasser des Sees abgewaschen und zuletzt mit reinem Wasser vollends gereinigt, da das concentrirte Seewasser alle Poren des Körpers mit feinen Salzkrystallen beim Trockenwerden ausfüllen würde. Nach Anlegung frischer Wäsche pflegt man sich noch eine Zeit lang ins Bett zu begeben, um den ausbrechenden Schweiß zu begünstigen. Um die Badenden gegen die glühenden Strahlen der südlichen Sonne zu schützen, ist an der

Badestelle ein großes Zelt aufgespannt und so eingerichtet, daß eine Menge im Innern durch mit Leinwand überzogene Rahmen bewirkte Abtheilungen vorhanden sind. In diesen Abtheilungen, deren Thüren nach Süden ausgehen, werden die Gruben gegraben, von den darauffallenden Sonnenstrahlen erhitzt und wie erwähnt benutzt. Nicht selten wird auch der Schlamm dieses Sees bei ungünstiger Jahreszeit oder bei übler Witterung verfahren und zu Hausbädern benutzt. Zur Bequemlichkeit der Kranken ist an dem schlammigen Ufer ein Gebäude mit allem Nöthigen eingerichtet. Auch finden viele Kranke in dem unfern des nordöstlichen Ufers des Sees gelegenen großen Tatarendorf Sak Unterkunft; dahin kommen in den Sommermonaten aus der Krim und den angrenzenden Ländern viele Badegäste. Viele, bei denen andere Mittel fruchtlos geblieben waren, fanden hier Heilung, während manche Andere den Gebrauch dieser Bäder wieder aufgeben mußten, weil sie ihre Haut zu sehr reizten, das Nervensystem aufregten und das Blut in zu heftige Wallung versetzten.

4. Sebastopol.

Die Stadt und Seefestung Sebastopol (russisch Ssewastópol', griechisch Sebastopolis, d. i. eine Ehrfurcht gebietende, erhabene oder kaiserliche Stadt, von Sebastos, dem griechischen Wortlaut für das römische Augustus, vor der russischen Besitznahme von den Tataren Achtiar oder Akhtiar genannt, in der neuesten Zeit öfters als „das pontische Gibraltar“ und „das moderne Troja“ bezeichnet) ist der strategisch bedeutendste Punkt am Schwarzen Meere und der Centralpunkt der russisch-pontischen Seemacht. Dieser mächtige Seewaffenplatz liegt an der südwestlichen Küste der taurischen Halbinsel, im Kreise Simpheropol des

Gouvernements Taurien, südwestlich von der jetzigen Hauptstadt Simpheropol, an einer tief ins Land eindringenden Bai des Schwarzen Meeres, welche den Hafen bildet, einen der schönsten, geräumigsten und sichersten Europa's, welcher als Kriegshafen der Flotte des Schwarzen Meeres zur Station dient. Sebastopol erhebt sich in Form eines majestätischen Amphitheaters, bedeckt hier die Höhen, zieht sich dort nach der See hinab und erinnert mit seiner schönen Citadelle, seinen erstaunenswerthen Befestigungen und seiner großen Bai voll Kriegsschiffe, von der See aus gesehen, fast an Malta.

Bei der nachstehenden Schilderung des Hafens und der Festungswerke von Sebastopol folgen wir hauptsächlich der Darstellung des sachkundigen französischen Majors Yonval in dem Marine-Organ: Moniteur de la Flotte, vom 4. Februar 1854. Sebastopol, heißt es in dieser Darstellung, liegt auf einem Südvorsprung der Krim wie ein Vorposten in der Nähe eines Vorgebirgs, welches die Seeleute als den Haupterkennungspunkt des Hafens betrachten. Hat man das umrisste Vorgebirge umsegelt, so befindet man sich sechs französische Seemeilen westlich von dem an einigen weißen Felsen bemerklichen Sebastopol. An dieser Küste liegen neun Häfen, davon drei in der Bai von Sebastopol, alle nach Norden offen. Der Ankerplatz des eigentlichen Sebastopol ist ungefähr vier Seemeilen lang und, wo er am weitesten ist, circa eine Seemeile breit. Die Richtung desselben geht von Osten nach Westen mit einer Neigung nach Süden zu. In die Krümmungen des ihn von allen Seiten umschließenden, zum Theil felsigen Gebirges sind Schluchten eingeschnitten, welche den Quarantaine-, den Handels-, den Kriegs- und den Ausbesserungshafen bilden. Diese natürlichen Becken haben hinreichend Wasser für die größten Schiffe, und ihre senkrecht abfallenden Felsenwände gestatten die Anfahrt, wie in den Docks. Die Vertheidigung des Hafens ist in einer Strecke von etwa einer Meile,

von da an, wo die Bojen die Einfahrt bezeichnen, bis zum Eingang des Arsenals, vereinigt. In diesem engen Raum sind alle Vorsprünge gegen das Meer sowohl im Norden als Süden mit Erdbatterien oder zweistöckigen casemattirten Forts aus Stein bedeckt, deren Feuer den Eingang des Hafens bestreicht. Dieses Vertheidigungssystem wird durch eine starke Sternschanze auf einer Anhöhe der Nordseite, welche gleichfalls das Meer und die Annäherung an den Strand, auf der Südseite durch ein beträchtliches Werk, das die Stadt und die Zugänge des Platzes beherrscht, durch ein verschanztes Lager von guter strategischer Position anderthalb Meilen von der Stadt, und endlich durch vier befestigte Casernen oberhalb der Gebäude der Marine und des Artillerieparks vervollständigt. Wenn man sich dem Canal nähert, der sich in einer Breite von ungefähr vier Kabellängen zwischen den Riffen auf der Nord- und Südseite erstreckt, so ist das erste Vertheidigungswerk auf der letztern ein Fort mit einer doppelten Reihe von Erdbatterien, die mit funfzig Stück groben Geschützes bewaffnet sind, und die sogenannte große Quarantainebatterie mit einundfunfzig Geschützen. Auf der Spitze des Hügels, der die Westseite der Quarantainebai bildet, liegt die Sternschanze; sie ist bestimmt, die Vertheidigung der Südseite zu ergänzen, und öffnet funfzig mit Kanonen bewaffnete Schießscharten nach dem Eingang der Rhede zu. An der Basis dieses Systems erstreckt sich auf dem Alexandercap das Fort gleiches Namens, bestehend aus einem vorspringenden steinernen Thurm mit zwei Stockwerken casemattirter Batterien und einer Fronte zur Bestreichung des Fahrwassers von ähnlicher Bauart. Auf der Platform ist eine dritte erhöhte Batterie (à barbette). Die Alexanderveste führt vierundsechzig Kanonen. Die vier casemattirten steinernen Forts der Vertheidigung sind nach demselben Systeme erbaut. Es ist ein Mauerwerk von Sand- oder sonst hartem Stein, mit Ausfüllung der Zwischenräume durch eine Art

von weichem Bruchstein, das Ganze von sehr zweifelhafter Festigkeit, da die Gewölbe schon oft bei den bloßen Erschütterungen der Begrüßungsschüsse gewichen sind. Die Vorderseiten sind gut ausgeführt, und insofern haben die Werke ein furchtbares Aussehen. Die Brustwehren dieser Forts haben eine Dicke von etwa sechs Fuß, aber die Schießscharten oder Oeffnungen der Casematten sind so klein, daß keine Möglichkeit ist, rechts oder links zu zielen — ein Uebelstand, den die Russen als unerheblich betrachten, weil sie sich auf die Menge ihrer Feuerschlünde verlassen. Die Casematten dienen als Casernen, und zehn Mann nehmen den Raum zwischen zwei Kanonen ein. Im Winter werden sie mit Kohlenpfannen geheizt. An jedem Ende sind die Cautinen angebracht, und in der ganzen Länge der Batterie, zwischen den Kanonen und den Schlafstätten der Mannschaft, ist ein Gang. In der Mitte jeder Batterie befindet sich ein Ofen zum Glühendmachen der Kugeln. Alle diese Forts, in welchen das System der Casematten mit Ausschluß jedes andern Princips angenommen ist, sind nach Bau und Umfang einzig in den Annalen der Befestigungskunst, denn obwohl die Casematten häufig angewendet werden, so geschieht es doch selten in großer Ausdehnung. Alle Batterien haben daher den mit diesem Vertheidigungssystem verknüpften Nachtheil, daß jede eindringende feindliche Kugel zusammen mit den Steinsplittern eine für die Kanoniere furchtbare Kartätsche bildet. Um dem Uebel abzuhelfen, hat der Baumeister die Schießscharten so klein als möglich gemacht, und namentlich um den in den Galerien sich anhäufenden Pulverrauch zu bekämpfen, hat er niedere Fenster angebracht, die den doppelten Nachtheil haben, daß sie die Mauern schwächen und den Bomben erlauben, durch den Hof in die Casematten einzufallen. Die Alexanderbatterie, wie die andern, ist an der Kehle geschlossen durch eine Mauer und durch Thore, die leicht gesprengt werden können, aber diese Werke sind nicht gemacht, um einem Angriffe

von der Landseite zu widerstehen, sondern zur Vertheidigung gegen einen Angriff zur See. Die amphitheatralisch erbaute Stadt beherrscht dermaßen die Forts, daß, wer im Besitz derselben und der umliegenden Anhöhen ist, nothwendig Herr sämmtlicher Werke wird. Nach der Alexanderveste kommt die Nikolausveste mit etwa 200 Kanonen, die außer der vorliegenden Katze rechts und links mit zwei Forts versehen ist, von denen das eine sich der Einfahrt zukehrt, das andere den ganzen Canal von der Einfahrt bis zum Arsenal (so heißt der Kriegshafen) bestreicht. Hinter diesem Werke, die Ostseite des Eingangs des Arsenals vertheidigend, sind die Paulsbatterien mit 80 Kanonen. Auf der Nordseite, in der Nähe des Telegraphen, folgen nacheinander eine Erdbatterie mit 17 Kanonen, die Konstantinsveste mit 104 Kanonen, weiter östlich ein Fort mit einer doppelten Reihe casemattirter Batterien von 90 Kanonen, und endlich auf einem südwärts vorspringenden Cap zwei Erdbatterien von 34 Kanonen, deren Feuer auf kurze Tragweite sich mit dem Feuer der Batterien des Paulscap kreuzt. So weit der Berichterstatter des Moniteur de la Flotte, Major Yonval.

Keines der großen Forts, welche die Stadt gegen die Rhede hin einfassen, kann sie gegen Angriffe zu Lande schützen. Als die russische Regierung den Plan zu einem großen Seeplatze faßte, um das Schwarze Meer zu beherrschen, ließ sie mit großen Kosten alle diese Forts mit zwei und drei Etagen für casemattirte Batterien erbauen, die man mit den Festungswerken von Malta verglichen hat. Die Rhede und der Hafen sind in der That von der See her fast unangreifbar. Aber es wurde vernachlässigt, die Stadt selbst zu befestigen; man beschränkte sich darauf, um sie herum eine schwache Ringmauer aufzuführen, um sie blos gegen jeden Handstreich zu schützen. Das russische Cabinet ließ es sich damals nicht träumen, daß eine anglo-französische Armee von 100,000 Mann einst in der Krim landen würde, um

Sebastopol zu belagern. Als diese außerordentliche Thatsache auf die ernsthafteste Weise vor sich ging, mußte man an die Befestigung der Landseite denken, und die Russen arbeiteten in der That tüchtig daran. Da der russischen Regierung aber auch nicht die Möglichkeit einer Landung im Süden in den Sinn kam, wo die Küste von unzugänglichen Felsen starrt, und da sie nichts weniger erwartete, als die nach dem Siege an der Alma von den verbündeten Heeren bewerkstelligte Flankenbewegung, so war ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Nordseite der Festung gerichtet, woraus sich die relative Schwäche der Südseite erklärt. Aber im Verlauf der Belagerung wurde dieser Fehler mit Eifer verbessert. Sebastopol wird seitdem unabläßig auf allen Seiten mit Schanzen versehen und hat eine hinreichend starke Besatzung erhalten, um die neuen Werke vertheidigen zu können. Dazu kommt, daß von den sechsundzwandzig Kriegsschiffen im Hafen von Sebastopol seit dem Beginn der Belagerung siebzehn der größten entwaffnet und versenkt wurden, um den Eingang in den Hafen zu versperren. Die Geschütze derselben wurden zur Armirung der Batterien verwendet, und alle Matrosen der russischen Pontusflotte, als treffliche Schützen angesehen, tragen zur Vertheidigung der belagerten Stadt bei. Die Quarantainebucht im Westen (äußerste Angriffs-Linke) wird von einer doppelten Batterie vertheidigt. Neben dem in der Nähe befindlichen Alexandersfort ist eine Batterie, welche die Batterie Sebastopol heißt, weil sie einen Theil der Stadt selbst ausmacht. Von dieser Batterie aus geht eine, einen Kilometer (ein Viertelstunde) lange, mit Schießscharten für Gewehrfeuer versehene Mauer, die sich auf dem steilen Abhange bis zum Gipfel erhebt, auf dem ein starkes, beinahe rundes Fort erbaut ist, das man auf der Platform mit 20 Kanonen armirt hat; unten ist es von einer Batterie umgeben, deren Wall 20 Fuß hoch ist. Diese Doppelanlage macht von Weitem den Eindruck einer Bastion mit ihrem Kron-

werk. Vor der Mauer und der Bastei ist ein Graben angelegt vor dem aber weder ein directer Weg, noch ein Erdaufwurf angebracht ist. Wenn es den Franzosen auf dem linken Angriffsflügel gelänge, das Fort zu bezwingen, so würden sie sowohl die Quarantainebucht, als auch die Quarantaine-Batterie, ja sogar die ganze Westseite der Stadt beherrschen. Indeß haben sie vorher andere Hindernisse zu beseitigen. Unter den Kanonen des Forts liegt eine große befestigte Caserne, die in der neuesten Zeit mit mehreren Werken, als: stark ausgerüsteten Lünetten und Redouten, verstärkt worden sind. Von dieser Caserne aus geht eine Mauer um die ganze Stadt, den Hafen und das Arsenal bis über das Werft-Bassin hinaus, gegen die Tschernaja Rjetschka (d. h. das schwarze Flüßchen) hin bis an das äußerste Ende der Rhede, was einen Umfang von sechs bis acht Kilometer (ungefähr zwei Stunden) mit Einschluß der Krümmungen ausmacht. Diese Mauer ist drei Fuß dick, mit Schießscharten und Seitenwerken versehen, vor denen ein Graben liegt, dessen Erde aufgeworfen worden ist, um ein Glacis zu bilden, welches das Mauerwerk an mehrern Stellen schützt. Diese Mauer ist nicht terrassirt, d. h. sie hat keine Wallhöhe, auf der man Geschütze aufstellen könnte. Aber an jenen Punkten, auf denen in regelmäßigen Festungen sich Bastionen befinden würden, haben die Russen Batterien in Gestalt von Cavalieren errichtet, von denen aus man über die Mauer schießen kann. Die Entwaffnung ihrer Schiffe hat ihnen Mittel verschafft, alle ihre Werke mit Kanonen von schwerem Kaliber zu besetzen. Dieses unvollkommene Festungssystem konnte nur durch die Hartnäckigkeit und Tapferkeit der Belagerten, durch ihre große Zahl und durch die Geschicklichkeit der Ingenieure Werth erlangen. Das Centrum der Linie wird durch das Fort Akhtiar, das auf einem die Stadt beherrschenden hohen Punkte erbaut ist, beschützt. In geringer Entfernung von diesem Fort sind drei Schluchten, die bis zur Rhede

hinabgeben. Die eine im Westen hört bei der Quarantainebucht auf, die andere, im Centrum, theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile, und die dritte, in Osten, gerade nach Norden gehend, um den Hafen zu bilden, geht bis zum Meere. Hauptsächlich am untern Ausgange dieser Schlucht und an der östlichen Seite des Hafens sind die Vertheidigungswerke angebracht, denn selbst wenn die Russen ihre Schiffe in Brand stecken würden, müßte ihnen viel daran gelegen sein, den Eingang des Hafens, namentlich den Eingang in die Schiffer-Vorstadt (Karabelnaja), an der östlichen Seite, zu versperren. Wenn die Belagerer auf dem rechten Flügel in diese Vorstadt eindrängen, während sie sich auf dem linken Flügel des runden Forts bemächtigten, so würde sich die Stadt zwischen zwei Feuern und dergestalt von Bomben und Granaten überschüttet sehen, daß keine Garnison darin sich würde halten können. Aber es bleibt zu bemerken, daß diese Garnison nicht zur Capitulation gezwungen werden kann, wenn sie nicht eingeschlossen ist, und daß die Russen, wenn ihre Anstrengungen in der Stadt zu Ende sind, immer noch mit ihren Kähnen die Rhede passiren können, um sich in die Forts auf dem nördlichen Ufer zu flüchten. Unter den zur Vertheidigung der Hafenschlucht bestimmten Werken werden noch zwei starke Batterien in Form von Thürmen angeführt, die aus Bruch- und Ziegelsteinen neu errichtet wurden. Wegen Mangels an Zeit zur Errichtung eines dritten Thurmes im Hintergrunde des Hafens haben die Russen dort ein Linienschiff versenkt, um gegen den Ausgang der Schlucht als Batterie zu dienen. Ueberdies wurden von den Belagerten die Arbeiten im ganzen Umkreise des Platzes bis jetzt Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt, und die Vertheidigungswerke vermehrten sich fort und fort. Die eine Hälfte der Garnison ist stets damit beschäftigt, und die arbeitsfähigen Einwohner sind gezwungen, an dieser Arbeit Theil zu nehmen. Die beschriebene Kreismauer stellt vor, was man in

einer bastionirten Festung, z. B. in Paris, die Hauptfestung nennt. Auf dem nördlichen Ufer der Rhede erheben sich die Forts Konstantin und Katharina, und über diesen die Citadelle und das verschanzte Lager. Letzteres ist ein ungeheures Viereck, dessen vorspringende Winkel durch halbmondförmige Schanzen mit Gräben, Escarpen und Contre-Escarpen gedeckt sind. Die Citadelle oder das sogenannte nördliche Fort nimmt unter den vielen besonders festen Punkten, welche die Seefestung Sebastopol in sich begreift, unstreitig den ersten Platz ein. Durch die natürliche Lage vorzüglich begünstigt, haben hier die russischen Ingenieure durch fortificatorisches Genie und seltene Umsicht Großes geleistet. Dieses kolossale Bollwerk liegt auf dem Plateau einer gegen den Hafen und das Meer zu steil ablaufenden Anhöhe, wogegen der gegen Nordosten gelegene Theil in sanfter Abdachung sich verliert. Abgesehen von der an sich starken Befestigung wurden im vorigen Sommer noch mehrere bedeutende Außenwerke angelegt, die sich, jedes mit 40 Paixhans schwersten Kalibers garnirt, in der Weise gegenseitig unterstützen, daß sie durch ein rasirendes Kreuzfeuer einen Sturmangriff unmöglich und auf dem felsigen, kahlen Boden die Anlegung von Trancheen unausführbar machen. Alle diese Außenwerke communiciren mittelst bombenfester Gänge mit der Citadelle. Letztere hat die Gestalt eines Oktogons, enthält in ihrem Innern viele stattliche Gebäude, als: das Haus des Gouverneurs, des Commandanten, Arsenale u. s. w., sowie vier feste Casernen, und gewährt durch die im Innern liegende große Esplanade einen sehr freundlichen Anblick. Die Anzahl der in drei Reihen über einander liegenden Geschütze beläuft sich auf mehr als 260. Ihr weittragendes Kaliber dominirt die Stadt in ihrem ganzen Umfange, sowie auch die Bucht. Besonders erwähnenswerth ist noch der Malachoff-Thurm, der eine sehr wichtige Position bildet. Er steht auf dem Gipfel eines Hügels, welcher auf dem rechten Ufer der Tschernaja

und zwar hart an deren Ausfluß in die Bai von Sebastopol liegt. Vermöge dieser Situation ist derselbe nicht nur im Stande das Tschernajathal zu bestreichen, sondern er feuert auch die Bai entlang, und die Alliirten würden, wenn sie hier Stellung fassen könnten, die wenigen noch flott erhaltenen russischen Linienschiffe schwer bedrängen können. Vor dem Malachoff-Thurm haben die Russen in der neuesten Zeit Erdaufwürfe und Schützengruben angelegt, die den Alliirten viel zu schaffen machten. In Bezug auf die Schifffahrt bietet der Hafen von Sebastopol keine Schwierigkeit, das Fahrwasser hat überall acht bis zehn Faden Tiefe. Doch würde wegen der geringen Breite das Laviren große Vorsicht erfordern. Die Casernen, der Artilleriepark und die Werkstätten zur Ausbesserung der Schiffe liegen um das Arsenal herum, das anderthalb Meilen lang und drei bis vier Kabel breit ist, eine leichte Biegung macht und am Ende sich verengt. Die ganze Flotte von Sebastopol kann sich im Arsenal bergen. Ein großer Nachtheil, der im Hafen von Sebastopol die verderblichsten Wirkungen äußert, ist das häufige Vorkommen der Bohrmuschel (Teredo navalis) welche das Holzwerk der Schiffe durchlöchert und die Fahrzeuge zuletzt ganz seeuntüchtig macht. Man glaubte diesen Uebelstand entfernen zu können, wenn man die Docks mit süßem Wasser speise, und leitete zu diesem Zweck die Tschernaja Rjetschka in dieselben, überzeugte sich aber bald, daß das Uebel nur vermehrt werde, indem gerade die schlammigen Gewässer dieses Flusses von Bohrmuscheln wimmeln. Den Hafen sperrte an dessen schmalster Stelle schon früher (vor der Versenkung der Linienschiffe) eine schwimmende Sperrkette, derjenigen ähnlich, welche den Hafen von Brest verschließt. Die bedeutendsten der Werke auf der Seeseite, Fort Konstantin, Fort Alexander, Fort Paul und Fort der Admiralität, wurden im Jahre 1831 erbaut. Bei dem Bau der Batterien und Festungswerke wurden keine Kosten gespart. Die Regierung hat in der unmittelbaren Nähe der

Stadt in dem Steinbruch von Inkerman ein vortreffliches Baumaterial, eine Art Kalkstein, der hauptsächlich aus versteinerten Seethieren besteht; wenn man ihn eben ausgehauen hat, ist er kaum härter, als Kreide, wird aber, wenn er einige Zeit der Atmosphäre ausgesetzt ist, ungemein hart. Die ausnehmende Schönheit und die vorzüglichen Eigenschaften des Steins von Inkerman verdienen besondere Aufmerksamkeit; man kann ihn ein Aggregat von versteinerten Seemuscheln nennen, die, seit die See sich in uralter Zeit zurückzog, zu einer der seltsamsten Arten von kohlensaurem Kalke wurden. Gleich nach dem Ausgraben aus der Erde zerfällt der Stein von Inkerman in der Hand in kleine Herzmuscheln von der blendendsten Weiße, meist von gleicher Größe und vollkommener Form; wenn man ihn analysirt, findet man nichts als Kohlensäure und Kalk mit einer geringen Menge Eisenoxyd. Bei seiner merkwürdigen Leichtigkeit, seiner anfänglichen Weichheit und der Eigenschaft, hart zu werden, wenn er dem Einfluß der Atmosphäre ausgesetzt wird, ist er ein sehr beliebtes und ökonomisches Baumaterial in diesen Ländern. Der Granit, welcher theilweise beim Bau der Festungswerke von Sebastopol verwendet wurde, wird nicht in der Nähe dieser Stadt, sondern im Gouvernement Cherson gebrochen.

Was nun die eigentliche Stadt Sebastopol betrifft, so entwirft der Engländer Scott, der im Jahre 1854 in London ein Book on the Crimea veröffentlicht hat, von Sebastopol eine Schilderung, welcher das Folgende größtentheils entnommen ist: Die Stadt liegt auf der Landspitze zwischen dem Handels- und dem Kriegshafen, welche sich allmälig bis zur Höhe von 200 Fuß erhebt, und erstreckt sich staffelförmig vom Meere bis zu den kahlen Abhängen, welche die Stadt auf anderthalb Stunden weit beherrschen, und von wo man die ganze Stadt und die Rhede übersieht. In größerer Nähe ist das Ganze nicht mehr sichtbar, und man bemerkt selbst die Spitzen der Mastbäume nicht mehr,

so sehr vertieft sich die Lage bis zum Niveau der Rhede und des Hafens. Aus dieser Terrainbildung entspringt eine in Amphitheaterform abgesetzte Stadt, wie Algier, die aber besser durchschnitten und von ganz moderner Bauart ist, da sie sich erst vom Jahre 1790 herschreibt. Die Stadt ist mehr als eine englische Meile lang, und ihre größte Breite beträgt ungefähr dreiviertel Meilen; auf der Südseite münden die Straßen in die offene Steppe. Die Straßen sind in Parallellinien von Norden nach Süden angelegt und durch andere von Osten nach Westen laufende durchschnitten. Diese Querstraßen, mit der Rhede parallel, stehen, obschon sie allgemein eben sind, nur durch steile Treppen miteinander in Verbindung; indessen sind an ihren Endpunkten sanfte Abhänge für Wagen angebracht. Die aus Kalkstein erbauten Häuser haben ein solides Aussehen, und die öffentlichen Gebäude sind schön. Die Stadt gewährt nach Professor Koch einen um so freundlichern Anblick, als man vor vielen Häusern Bäume sieht, und selbst Lauben, die am häufigsten aus Weinreben bestehen, angebracht sind, in welcher Hinsicht besonders die Katharinenstraße erwähnenswerth ist. Nach dem Kriegshafen zu wohnen die Officiere und höhern Beamten, dagegen nach dem Meere hin die verheiratheten Matrosen, Unterofficiere und Subalternen. Auf einem hohen Punkte der Stadt steht das thurmähnliche Bibliothek-Gebäude von griechischer Architektur, das man eher für eine Sternwarte halten möchte. Eine schöne, breite, auf jeder Seite mit einer Sphinx geschmückte Treppe führt zu den elegant und praktisch eingerichteten innern Räumen. An den Wänden sind allerlei Schiffe in Form von Basreliefs angebracht, und von besonderer Schönheit ist ein mitten im Lesezimmer stehendes Schiffsmodell. Die Bücher, welche die vom Kaiser zum Gebrauch der See- und Landofficiere bestimmte Bibliothek enthält, sind zumeist auf das Militair- und nautische Fach und die einschlägigen Hilfswissenschaften beschränkt; außerdem ist noch

die Geschichtschreibung und die Unterhaltungs-Literatur einigermaßen vertreten. Das Clubhaus ist von außen hübsch, im Innern comfortabel; es enthält einen großen Tanzsaal und Billardzimmer, welche den Hauptanziehungspunkt zu bilden scheinen; aber vergebens sieht man sich nach Lesezimmern mit Journalen und Zeitschriften um, wie man sie in so reichlicher Auswahl in den Clubs von England findet. Die Stadt hat viele stattliche Kirchen; nicht weit von dem Bibliothek-Gebäude steht eine neue, nach dem Muster des Theseus-Tempels in Athen erbaute Kirche, die sich vor andern russischen Kirchen dadurch zu ihrem Vortheile auszeichnet, daß sie im Innern eine ansprechende Einfachheit besitzt und nicht, wie es gewöhnlich der Fall ist, mit mittelmäßigen oder gar schlechten Bildern überladen wurde. Es ist eine von dorischen Säulen umgebene Basilika. Durch seine Einfachheit zeichnet sich auch ein Monument in Erz zum Andenken an den tapfern Kosarski aus, welcher im letzten russisch-türkischen Kriege sich mit einer Corvette gegen zwei türkische Linienschiffe glücklich vertheidigt hatte. Am Ende der Katharinenstraße nach dem Hafen zu liegt das kleine Häuschen, in welchem Katharina II. während ihrer kurzen Anwesenheit wohnte. Sebastopol hat am Kriegshafen einen schönen steinernen Quai, wohin man von der Stadt aus durch eine Säulenhalle gelangt. Die Ostseite der Stadt ist so steil, daß man, wie bereits angedeutet, die Masten der Schiffe im Hafen nicht eher sieht, als bis man ganz nahe herankommt. Von einigen Punkten des Orts genießt man sehr schöne Aussichten, und seine Lage ist überhaupt angenehm. Eine Militairbande spielte sonst jeden Donnerstag Abends in den öffentlichen Gärten, wo sich dann die Fashionables der Stadt zahlreich zu versammeln pflegten. Sebastopol rühmt sich auch eines italienischen Opernhauses, aber der Gesang war zu der Zeit, als Scott es besuchte, mittelmäßig und die Einrichtung des Hauses schlecht. Da Sebastopol ausschließlich als eine militairische und maritime

Position betrachtet wird, so giebt es daselbst keinen Handel; die ganze Einfuhr zur See beschränkt sich auf den Kriegsbedarf und die Lebensmittel für die Einwohnerschaft und die Besatzung. Auf der Ostseite des Kriegshafens, der Stadt gegenüber, zieht sich eine Reihe von Gebäuden hin, Casernen, Vorrathshäuser und ein großes Hospital für Seeleute. Die Krankensäle sind gut eingerichtet, aber überfüllt, und für die Lüftung ist sehr schlecht gesorgt. Das geschieht aber, wie Scott meint, vielleicht aus Gesundheitsrücksichten, denn der Russe ist von Kind auf mit schlechten Gerüchen dergestalt vertraut, daß die Aerzte es vielleicht als eine Wohlthat für einen kranken Matrosen betrachten, wenn er nach einer Seereise im Spital wieder die verdorbene Luft einathmen kann, an die er in seiner Heimat von jeher und allezeit gewöhnt war. Sebastopol hat kein eigentliches Werft; die Schiffe der Pontusflotte werden alle zu Nikolajew am Bug gezimmert, gerade so wie St. Petersburg der Schiffsbauplatz für Kronstadt ist. Hingegen alle Reparaturen werden in Sebastopol vorgenommen, und dazu liegt das Material aller Art massenhaft im Seearsenal. Die Quais sind gut und stark aus Kalkstein mit Graniteinfassung gebaut, und zwar unter Aufsicht eines englischen Maurermeisters. Dem östlichen Quai entlang waren während Scott's Anwesenheit zehn große Magazinhäuser im Bau begriffen und fünf davon beinahe fertig. Aber alle andern Bauwerke in Sebastopol sinken zur Unbedeutendheit herab im Vergleich mit denen, welche der Engländer Oberst Upton entworfen und unter unermeßlichen Schwierigkeiten ausgeführt hat: Sie bestehen in einem großen Ausrüstungs-Bassin, in welches sich fünf trockene Docks öffnen, drei am Ende und je eins an beiden Seiten des Eingangscanals. Da hier die Fluth fehlt, so liegen diese Docks über dem Niveau des Meeres, und die Schiffe werden vermittelst Schleußen hinein geschwemmt, deren drei, jede mit einer Steigung von zehn Fuß, vorhanden sind. Um das Bassin und aus

diesem den Canal zu füllen, wird das Wasser elf englische Meilen weit hergeleitet, durch einen schönen steinernen Aquäduct, in welchen das Schwarze Meer jenseits von Inkerman einströmt. An einer Stelle geht diese Wasserleitung durch einen 900 Fuß langen Tunnel, und an andern Stellen ruht sie auf hohen Bogenreihen. Es ist ein staunenerregendes Werk, das nur mit gewaltigen Geldopfern und nach schweren Unfällen während des Baues zu Stande gebracht wurde. Falls ein Feind in diesen Ausrüstungshafen eindränge, könnten die daneben auf dem halb abgetragenen senkrecht ausgemauerten Berge stehenden Casernen als eine furchtbare Position von Schützen mit der Minié-Büchse behauptet werden. Auch ein paar Linienschiffe im Bassin, mit ihren Breitseiten vor den Eingang gelegt, könnten als furchtbare Batterien dienen. So könnte man bei einem bloßen Seeangriff auf Sebastopol jeden Zoll mit Erfolg vertheidigen. Das Seearsenal von Sebastopol dürfte in Europa kaum seines Gleichen haben.

Die Bevölkerung von Sebastopol beträgt in gewöhnlichen Zeiten, wie vor dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges mit den Westmächten, mit Einschluß von 20,000 Soldaten und Matrosen, etliche 40,000 Seelen. Die 20—25,000 Bürger sind Beamte aller Classen, pensionirte Seeleute oder Militairs, Handelsleute, Fischer und Arbeiter. Die Straßen der Stadt wimmelten auch schon vor dem Kriege von Soldaten und Matrosen; überhaupt wohnte Niemand in der Stadt, der nicht mit dem einen oder andern Dienst in Verbindung stand, und Nichtrussen vertrieb man die Lust, sich daselbst anzusiedeln, oder es war ihnen geradezu verboten. Die Juden waren einmal ganz ausgewiesen, in neuerer Zeit hatten einige zurückkehren dürfen. Zu den Bauten in Sebastopol wurden außer den Marinesoldaten und den gedungenen Arbeitern auch Militairsträflinge in sehr großer Zahl verwendet, und zwar letztere zu den härtesten Arbeiten. Viele

brachten Tage lang mit halbem Leib im Wasser stehend zu, andere mußten in der Sommerhitze den harten Granit der Docks behauen; die Peitsche der Wächter züchtigte die Trägen und trieb die Erschöpften auf. So stiegen hier unter Millionen Schweißtropfen, unter den Seufzern und Flüchen der arbeitenden Verbrecher, unter dem Gerassel der Ketten die großartigsten Bauwerke empor!

Das Klima von Sebastopol ist sehr ungesund, obwohl sich keine Sümpfe in der Nähe befinden. Von der Bevölkerung waren schon vor der Belagerung durchschnittlich mehr als 1300 beständig im Hospital. Wechselfieber sind die häufigste Krankheit. Von fünfundzwanzig Erkrankten stirbt in guten Jahren gewöhnlich einer; in schlimmen Jahren, wo die Fieber endemisch auftreten, kamen auf fünfundzwanzig Erkrankte zehn Gestorbene. Auf wiederholte Anfälle von Wechselfieber folgen hier Lungenschwindsucht oder Wassersucht. Sehr häufig kommen auch Augenkrankheiten vor, die eine Folge des unerträglichen kalkigen Staubes und der Weiße der Häuser sind, von welchen das Sonnenlicht grell widerstrahlt. Viele augenleidende russische Marinesoldaten sieht man mit großen viereckigen Schirmen an den Mützen durch die Straßen gehen.

Sebastopol liegt mitten unter den interessantesten Alterthümern der taurischen Halbinsel, die Bai ist diejenige, welche Strabo unter dem Namen Ktenos beschrieb. Das Land innerhalb des Isthmus, welchen die Bai bildet, und bis zu dem Thale von Inkerman auf der einen und dem Meerbusen von Balaklawa auf der andern Seite, ist durchaus dasselbe, welches Strabo unter dem Namen des herakleotischen Chersonesus beschreibt, und zwar so genau, daß sein Werk auch jetzt noch der beste Führer ist, den man dem Reisenden auf diesem classischen Boden empfehlen kann. Hier standen die berühmten Städte Eupatorium, Alt- und Neu-Chersonesus und Portus Symbolorum, jetzt Balaklawa, dessen

prachtvolle Ruinen so oft von den Reisenden, welche dieses Land vor einem halben Jahrhundert besuchten, beschrieben wurden. Gegenwärtig ist kaum eine Spur mehr übrig. Zur Zeit der Eroberung der Krim durch die Russen existirten noch bedeutende Ruinen von Chersonesus und Eupatorium, selbst noch im Jahre 1795 standen die Thore und zwei starke Thürme am Eingang der Bai, jetzt ist kaum mehr ein Stein auf dem andern. Die alte Stadt Cherson war im Laufe der Zeit um so wichtiger geworden, als ihre Bewohner den ganzen Handel mit der Nord- und Westküste des Schwarzen Meeres an sich rissen und dadurch wohlhabend und mächtig wurden. Die Versuche der auf ihre Blüthe eifersüchtigen bosporanischen Könige auf der Ostseite der Krim, sie zu demüthigen, waren vergeblich; während Pantikapäon in den Stürmen der Völkerwanderung unterging, erhielt sich Cherson noch lange, wenn es auch an Bedeutung verlor. Die Gothen scheinen sich auch Chersons bemächtigt zu haben, wenigstens wird es von Procop eine gothische Stadt genannt. Die tatarische Stadt Akhtiar lag auf dem kahlen Hügel, der sich über dem Eingang zum Hafen erhebt. Den Namen Sebastopolis erhielt in den ersten Jahrhunderten nach Christo Dioscurias, früher das wichtigste Emporium auf der Ostküste des Schwarzen Meeres, von den byzantinischen Kaisern, unter deren Herrschaft es damals stand. Die Russen trugen den Namen Sebastopol von jener alten Stadt an der Ostküste des Pontus auf den neuen russischen Kriegshafen an dem Westende des taurischen Küstengebirges über und gaben dagegen den Namen des hier in alter Zeit gelegenen Cherson einer neuen Stadt am Ausflusse des Dniepr. Die Erbauung Sebastopols hatte den Sturz der Pforte zum Zweck. Die Flotte von Sebastopol war nach dem Ausdrucke Thiers' in einer Rede, worin er das Oeffnen des Bosporus und der Dardanellen für die Flotten aller Nationen als das beste Mittel empfahl, den Eroberungsversuchen der Russen vom Pon-

tus her zuvorzukommen, für Konstantinopel, „das dräuende Schwert des Damokles." In seinem Werke: „La nouvelle Turquie bemerkt d'Aubignose vollkommen richtig: „Europa kann eines Tags die Besetzung von Konstantinopel vernehmen, ehe das Auslaufen der russischen Flotte aus Sebastopol bekannt geworden ist." Um die Bevölkerung der Stadt zu verstärken, wurden den sich in Sebastopol niederlassenden Kaufleuten und Handwerkern große Begünstigungen auf eine zehnjährige Dauer zugesichert, besonders wenn sie dort Häuser und Fabriken anlegten. Im Jahre 1831, als die Folgen der Julirevolution die Geschicke Europa's umzuwälzen drohten, behauptete ein Londoner Journal in einem Artikel über das Schwarze Meer und Südrußland, daß nichts leichter für einige gut ausgerüstete Schiffe sei, als die russische Flotte im Hafen von Sebastopol in Brand zu stecken. Diese Behauptung des englischen Journals beunruhigte den Rath des Czaren auf's Höchste, und sofort befahl der Kaiser die Ausführung ungeheurer Vertheidigungsarbeiten am Eingange des Kriegshafens der Krim. Vier neue Forts wurden erbaut, welche die Zahl der Batterien auf elf brachten. Das Fort Konstantin und das Fort Alexander, das eine auf der nördlichen Küste, das andere auf dem westlichen Theile der Artilleriebai gelegen, wurden zur Vertheidigung des großen Hafens und die beiden Forts: Paul und das der Admiralität zur Vernichtung der Schiffe bestimmt, welche versuchen sollten, in die südliche Bucht oder Linienschiffs-Bucht einzudringen. Wie sehr die Vertheidigungswerke in der Folge noch vermehrt wurden, haben wir bereits oben besprochen. Die Belagerung der mächtigen Seefestung dauert nun fast sieben Monate (seit dem 28. September 1854), und noch steht das Bollwerk des Schwarzen Meeres unerobert da und trotzt den ungeheuern Anstrengungen der vereinten großen Seemächte des Westens.

5. Balaklawa.

Die kleine Hafenstadt Balaklawa (tatarisch Balüklawai), der Haupt- und Stützpunkt und das Depot der Engländer bei der Belagerung von Sebastopol, liegt südlich von dieser Festung, an der östlichen Seite des Beckens, welches den Hafen von Balaklawa bildet. Die Stadt soll an der Stelle einer altgriechischen, von Milesiern erbauten Handelsstadt, Namens Symbolon, erbaut sein, die von Strabo erwähnt wird, welcher behauptet, daß sonst eine Mauer den Hafen von Symbolon mit dem großen Hafen von Chersonesus verbunden habe. Diese Colonie erlangte jedoch nie eine größere Bedeutung und war meist von dem mächtigen Freistaat Cherson abhängig. Im Mittelalter ließen sich hier die Genuesen nieder, legten eine Colonie nebst einem diese letztere beschützenden Fort auf dem Berge an, welcher die östliche Einfahrt begrenzt. und nannten sie Cembalo, was eine Veränderung des frühern griechischen Namens Symbola oder Symbolon (d. i. Hafen der Wahrzeichen, Portus Symbolorum) ist. Vielleicht rührt auch der gegenwärtige Name Balaklawa, der von bella chiave (schöner Schlüssel) abgeleitet wird, aus der Zeit der Genuesen. Manche geben diesem Namen einen tatarischen Ursprung und leiten ihn von Balusch (Fisch) ab. Mit dem Untergange der Genuesen in der Krim ging auch diese Stadt zu Grunde. In der Folge wohnten hier Tataren und seit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts Griechen, welche sich auf Veranlassung der Kaiserin Katharina II. daselbst niederließen, nachdem sie ihr in ihren Kämpfen mit den Türken gegen diese als Freibeuter die ersprießlichsten Dienste geleistet und sich somit um die Krone und das Doppelkreuz verdient gemacht hatten. Aus Erkenntlichkeit dafür wurde ihnen der öde gewordene Ort Balaklawa nebst einigen umliegenden Ortschaften (Kadikoï, Kamara und Karanion) und den dazu gehörigen Ländereien eingeräumt, jedoch

unter der Bedingung, daß ſie ſich einer militairiſchen Organiſation unterwerfen und lebenslänglich Kriegsdienſte leiſten ſollten. Dem fügten ſich auch die Coloniſten (es waren etwa 8000 Seelen, welche damals den Archipel verließen und ſich hier anſiedelten) und bildeten ſeitdem das Arnauten-Corps von Balaklawa, das vor dem Beginn der Belagerung von Sebaſtopol ein ziemlich ſchwaches, von ruſſiſchen Officieren commandirtes Bataillon umfaßte, bis der engliſche Oberbefehlshaber Lord Raglan ſämmtliche Griechen wegen angeblichen Einverſtändniſſes mit den Ruſſen aus der Stadt Balaklawa verwies. Ein weiterer Act der Anerkennung jener Verdienſte war es, daß der Hafen von Balaklawa im Verlaufe der Zeit der Schifffahrt ſo gut wie völlig verſchloſſen ward. Es geſchah dies angeblich, um der Colonie ein Zeichen des höchſten Wohlwollens zu geben, indem man dadurch ihren ehrenvollen Beruf und rein militairiſchen Charakter vor jeder Beimiſchung krämeriſchen Geiſtes bewahren und ſie vor Uebervortheilung durch auswärtige Kaufleute ſchützen wollte. Viel wahrſcheinlicher iſt es aber, daß zu dieſer Maßregel der Umſtand Veranlaſſung gab, daß die Griechen in der umliegenden See mitunter Seeräuberei trieben. Genug, noch bis in die neueſte Zeit durfte kein Schiff den Hafen von Balaklawa befahren, und nur im äußerſten Nothfall war eine Ausnahme von dieſer ſtrengen Regel geſtattet.

Zur Belebung der Küſtenſtrecke trägt Balaklawa nicht viel bei. Vom Meere aus ſieht man es eigentlich gar nicht. Der Hafen liegt nämlich nicht offen zur See, ſondern iſt durch eine ſchmale Felſenpforte, die den Eingang dazu bildet, vom Meere geſchieden, und nur dieſe iſt es, die man erblickt. Das Einzige, was man vom Meere aus ſieht, ſind die Reſte des ehemaligen genueſiſchen Forts, weit rückwärts im Hintergrunde. Der Hafen von Balaklawa iſt vollkommen vom Land eingeſchloſſen und war nach dem engliſchen Reiſenden L. Oliphant ehemals ein ſo be-

liebter Schlupfwinkel für Seeräuber, daß man es nöthig fand, die Mündung des Hafens mit einer Kette zu versperren. Jedes Schiff, wie groß es auch sein möge, kann, wenn es einmal den gefährlichen Eingang hinter sich hat, den wildesten Sturm auf diesen stillen Fluthen sicher abwarten und ist von der Seeseite vollständig durch das hervorspringende Vorgebirge gedeckt, worauf das alte genuesische Fort steht, welches sowohl den Hafen, als auch den Eingang zu demselben beherrscht. Im Hafen von Balaklawa glaubt der Franzose Dubois de Montperreux in seiner „Reise um den Kaukasus" die Stelle gefunden zu haben, welche Homer im 10. Gesange der Odyssee V. 87 u. s. w. schildert. Professor Koch bemerkt dazu: „Wenn man mit diesem Buch in der Hand den Hafen von Balaklawa besucht, so möchte man auch fast meinen, daß der Sänger die Umgegend mit eigenen Augen erschaut habe. Es ist nämlich die Gegend, wo Odysseus in das Land, und zwar zunächst in den Hafen der Lästrygonen kommt, welchen der große Dichter also schildert:

Als zu dem trefflichen Port wir gelangeten, welchem der Felsen
Rings umher aufstarrend an jeglicher Seit' emporsteigt,
Aber die vorgestreckten Geklüfte sich gegen einander
Vornhin dreh'n an der Mündung; ein enggeschlossener Eingang:
Lenkten hinein sie Alle die zwiefach rudernden Schiffe.
Sie nun lagen im Raum des umhügelten Portes befestigt,
Nahe gereiht, denn nie stieg einige Well' in dem Innern,
Weder groß, noch klein. Rings schimmert heitres Gewässer."

Jedenfalls bleibt es höchst interessant, wenn man eine Gegend findet, die genau, wie wohl keine uns bekannte an Siciliens oder Italiens Küste, wo man sonst die Lästrygonen gesucht hat, auf eine Localbeschreibung des Dichters paßt, welcher in den dieselbe umgebenden Stellen namentlich mit einem Eigenworte und einer Anspielung auf kurze und helle Nächte (V. 86) nordwärts, mit letzterer freilich nach dem hohen Norden deutet und so auch hier Schiffersagen aus der Nähe und aus der

Ferne in bunter, freiverknüpfender Mischung mit einander verbunden zu haben scheint. Vom Hafen von Balaklawa entwirft Koch nach eigener Anschauung folgendes, ganz mit Homer übereinstimmendes Bild: „Man hatte mir zwar schon Manches über die eigenthümliche Lage Balaklawa's erzählt, als wir aber, von Sebastopol kommend, über die Hochebene herabgingen, und der Kessel mit dem dunkelblauen Wasser in der Mitte sich allmälig vor unsern Blicken ausbreitete, übertraf Das, was wir sahen, Alles, was uns zu Ohren gekommen war. Der Kessel mag ungefähr zwanzig Minuten im Durchschnitt haben und wird, mit Ausnahme einer schmalen Spalte, die, wie ein Haken gekrümmt, vom Meer aus hier ins Land hineingeht, rings herum von ziemlich steilen, nur zum Theil bewachsenen Felsen, die eine Höhe von einigen hundert Fuß betragen, eingeschlossen. Die eben erwähnte Meeresbucht füllt fast den ganzen Kessel aus, hat alle Erfordernisse eines guten, freilich nur für wenige Schiffe geräumigen Hafens, ist tief, klippenlos und ohne Sandbänke vor ihrer Mündung, sodaß jedes Schiff, das diesen Hafen erreicht, so sicher ist, wie ein Schatz, der in die Erde vergraben wird. Mit Ausnahme der uns entgegengesetzten Seite, wo das Wasser bis an die Felsen geht, ist die Bucht von eiuem grünen Rasenteppich umsäumt. Hier liegt auch das kleine Städtchen Balaklawa, aus wenigen Häusern, aber aus desto mehr Verkaufsläden bestehend. Die Getreide und Gemüse bauenden Einwohner haben sich an dem Abhange, den wir, von Nordwesten herkommend, herabgestiegen waren, angesiedelt, um den Erzeugnissen ihres Fleißes näher zu sein. Man nennt den ländlichen größern Ort, den sie auf ihre Felder hinausgebaut haben, mit dem tatarischen Namen Kadikoï, d. i. Richterdorf.“ Die übrigen Einwohner treiben, wie gesagt, Krämerei, unbedeutenden Handel im Auftrag von Sebastopol und Jagd zur See, namentlich auf zwei delicate Fischarten des Schwarzen Meeres, die Aesche und Barbe. Die Bucht ist überhaupt so

fischreich, daß sie oft wie ein Netz gefüllt ist, besonders wenn der Sturm auf der offenen See wüthet.

Westlich von Balaklawa, auf einem der Vorgebirge, die von der Landzunge, dem herakleotischen Chersones, sich in das Meer vorschieben, liegt das St. Georgskloster, dessen Mönche den Sommer über zum Theil auf den Schiffen der russischen Flotte zubringen. Auf diesem Vorgebirge, wahrscheinlich dem alten Parthenion (Vorgebirge der Jungfrau), stand einst nach der Meinung der Griechen der Tempel der taurischen Diana, in welchem Thaos Oberpriester war und alle Fremden, die an diesen ungastlichen Strand verschlagen wurden, der Göttin opfern ließ, und in welchem Iphigenia das Amt der Priesterin verwaltete. Unweit Balaklawa, zwischen diesem und Alupka, liegt das reizende Gebirgsthal Baidar, das taurische Arkadien genannt, das seinen Namen von dem darin liegenden großen Tatarendorfe Baidar erhalten hat. Der rings von hohen belaubten Jailen umschlossene Thalkessel ist nicht tief und mehr muldenförmig. Auch der Boden des Kessels ist belaubt, und mitten im freundlichen Grün der Gärten liegen die Tatarenwohnungen. Von dem Baidarthale geht der Weg von dem Gebirge durch die sogenannte Merdwen (Treppe) in das Küstenland herab zu dem Tatarendorf Kutschukoï, das 1786 durch einen Bergsturz zerstört wurde. Das nahe Dorf Kikineis, auch Kirkineis, hat ähnliche Felsenruinen und eine romantische Lage zwischen felsigen Anhöhen, eine Viertelstunde vom Meere entfernt.

6. Inkerman.

Die Ruinen von Inkerman oder Inkjerman (Höhlenstadt oder Stadt der Grotten) liegen östlich von der Bai von Sebastopol, auf der rechten Seite des Flusses, welchen die Russen Tschernaja Rjetschka (d. i. das schwarze Flüßchen), die Tataren aber Bojük

Usen (d. i. das große Wasser) nennen, in einer Gegend, die nicht nur als Schauplatz der denkwürdigen Kämpfe der jüngsten Zeit, sondern auch dadurch merkwürdig ist, daß man hier im buchstäblichsten Sinne eine unterirdische Stadt findet, deren noch vorhandene Ueberreste von entschwundenen Völkern erzählen. Die steilen Klippenwände, zwischen welchen die Tschernaja Rjetschka fließt, sind über und über mit Wohnungen und Kirchen, Capellen und Klöstern und ihren langen Corridoren und Zellen bedeckt, die in dem Felsengebirge ausgehauen sind, welches beide Seiten des Thales begleitet, und die mit einer Kunst und Mühe ausgeführt sind, die in der That in Erstaunen setzen. Die größte Capelle, welche alle charakteristischen Kennzeichen der byzantinischen Architektur darbietet, ist (nach L. Oliphant) 24 Fuß lang und 12 Fuß breit. Die Zellen stehen häufig unter einander in Verbindung, und man gelangt zu ihnen auf Treppen, die ebenfalls in den Felsen gehauen sind. In vielen dieser Zellen hat man Sarkophage gefunden, die aber gewöhnlich ganz leer waren. Der Ursprung dieser merkwürdigen Grotten ist ungewiß; man glaubt aber, sie seien während der Herrschaft der byzantinischen Kaiser in den mittlern oder spätern Jahrhunderten von Mönchen ausgehöhlt worden. Als die Arianer, welche den Chersones bewohnten, von der damals herrschenden griechischen Kirche verfolgt wurden, flüchteten sich, wie Pallas vermuthet, die Mitglieder dieser Secte in jene seltsamen Wohnungen, deren hohe, unzugängliche Lage ihnen in gewissem Grade Sicherheit gewährte. Auf derselben Klippe, wie die Grotten, aber aus einer viel frühern Zeit herrührend, stehen die verfallenen Mauern einer alten Festung mit Zinnen und Thürmen. Es ist noch unentschieden, ob dieselben die Ueberreste des alten Ktenos, welches von Diophantes, dem Feldherrn des Mithridates, zur Befestigung des herakleischen Walls erbaut ward, oder der den alten Griechen unter dem Namen Theodosia als sehr blühend bekannten Stadt oder irgend

einer genuesischen Festung sind. Pallas ist der Meinung, die Genuesen seien die Ersten gewesen, die sich auf diesem steilen Felsen niederließen.

Das Thal von Inkerman ist herrlich, aber verödet; Büffel, Schafe und Ziegen sind die einzigen Bewohner, und diese ziehen sich immer bald in die kühlen Schatten und Höhlen zurück, um sich gegen die sengenden Strahlen der Sonne zu schützen oder ihren Durst aus den Steingräbern zu stillen, welche jetzt als Viehtränke dienen. Kröten, Schlangen, Taranteln, Skolopendren und fast alle Arten von kriechenden Thieren und Insekten finden in diesen einsamen Höhlen einen ungestörten Aufenthalt. Die Angriffe dieser Thiere sind indeß nicht das Einzige, was der Besuchende hier zu fürchten hat. Die Luft im Thale von Inkerman ist durch seine pestilenzialischen Sümpfe so inficirt, daß die Eingebornen Wechselfiebern der schlimmsten Art unterworfen sind, und der Reisende, der seinen Besuch nicht abkürzt, kann sicher sein, die gefährlichsten Folgen dieser giftigen Malaria zu erfahren.

Die Hügel, welche das Thal von Inkerman einschließen, liefern den Stein, aus welchem die Stadt und die Docks von Sebastopol erbaut sind. Von der Vortrefflichkeit dieses Baumaterials haben wir bereits oben unter Sebastopol gesprochen. Die Steinbrüche sind so vortheilhaft gelegen, daß die Steine auf der ganzen Strecke zu Wasser transportirt werden können. Von dem Thale von Inkerman aus werden die Docks von Sebastopol durch einen merkwürdigen Aquäduct, der durch einen Tunnel geht, mit Wasser versehen, was wir bereits oben mitgetheilt haben.

In der Umgegend von Inkerman liegt das Dorf Beikerman, der Fundort eines zum Waschen tauglichen Thons.

7. Mangup Kale.

Die in Ruinen liegende alte Stadt und Festung Mangup (auch Mankup und Mangut) Kale ist sowohl wegen ihrer Lage, als ihres Baues, eine der größten Merkwürdigkeiten nicht blos der Halbinsel Krim, sondern der Welt. Sie liegt im Kreise Simpheropol, links vom Wege zwischen Baktschisarai und Sebastopol, auf dem Gipfel eines völlig isolirt stehenden und ganz unzugänglich steil scheinenden hohen Berges, der die Form eines Halbkreises hat, und an dessen Fuße das romantische kleine Dorf Karolez liegt, zu welchem man durch das Defilé von Dscholy gelangt. Betrachtet man die staunenerregende Höhe, die schroffen Abhänge, die Schwierigkeiten des Zugangs und die Ueberreste der furchtbaren ausgedehnten Festungswerke, so muß man gestehen, daß Mangup Kale eine der erstaunlichsten Proben des großen Reichthums, der Erfindungsgabe und des Unternehmungsgeistes der Alten ist, denen es seinen Ursprung verdankt.

Das hohe Kalksteinvorgebirge, auf welchem die Festung steht, ist ungefähr eine halbe Stunde lang und zehn Minuten breit. Sie ist auf drei Seiten von furchtbaren Abgründen umgeben, während die, von welcher sie allein zugänglich ist, durch feste Thürme vertheidigt wird, die in Zwischenräumen auf einer massiven Mauer stehen. Die Ruinen einer zweiten Mauer stehen in rechten Winkeln damit und durchschneiden das schmale Vorgebirge, und ein hineingebautes viereckiges Fort, das zwei Stockwerke hoch und mit Schießscharten für Kleingewehrfeuer versehen ist, bildet unter den noch vorhandenen Gebäuden das vollkommenste. Uebrigens ist von den massiven Gebäuden, welche ehemals diese berühmte Stadt schmückten, außer den Grundmauern wenig mehr übrig. Es ist schwer, in dem Labyrinth von Ruinen, welche umhergestreut sind, den Weg zu finden. Wenn man eine gewisse Oeffnung in der Mauer passirt, so gelangt man an den

östlichsten Punkt und bemerkt nun, daß der obere Rand des Plateau's seiner ganzen Länge nach eine große Anzahl in den massiven Felsen gehauener kleiner Löcher enthielt, zu welchen man mittelst Treppen von der obern Fläche gelangte. L. Oliphant, der im Jahre 1852 an dem hervorragendsten Punkte des Vorgebirges, das Windcap genannt, in eins dieser Gemächer hinabstieg und sich zitternd der Oeffnung näherte, welche früher in diesem Adlerneste als Fenster gedient hatte, aber jetzt bis auf gleiches Niveau mit dem Fußboden weggebrochen war, genoß die reizendste Aussicht auf wilde Schluchten, friedliche Thäler, wellenförmige Ebenen und endlich auf den Hafen von Sebastopol. Viele der Gemächer, welche auf diese Weise in den harten Fels gehauen wurden, haben einen Flächenraum von 15 bis 20 Quadratfuß und stehen durch Treppen mit einander in Verbindung, deren Stufen ebenfalls in die steilen Klippen eingehauen sind. Es ist schwer zu bestimmen, von wem diese seltsamen Zellen bewohnt gewesen sein mögen, doch ist es wahrscheinlich, daß sie zu einer Zeit bewohnt wurden, wo die Stadt auf dem Gipfel des Berges noch nicht erbaut war. Kaum minder merkwürdig, als der Festungsbau selbst, ist die gepflasterte Straße, welche man mit einem unermeßlichen Aufwand von Arbeit die steilen Seiten des Berges bis zum Gipfel hinauf führte, die jetzt aber ziemlich im Verfall ist.

Das große Interesse, welches die Ruinen von Mangup Kale erregen, wird noch erhöht durch den geheimnißvollen dichten Schleier, welcher über die Geschichte dieser Ueberbleibsel früherer Größe gebreitet ist. Auch in Betreff dieses Wunderwerks, wie über so vieles Andere in der Krim, ist nicht einmal eine glaubwürdige Sage übrig, wer wohl diesen Bau aufgeführt haben möchte. Aus dem Umfang des Begräbnißplatzes, den majestätischen Ruinen des Tempels und aus dem so ausgedehnten Umfang, in welchem die verschiedenen andern Ueberreste über die Fläche des Felsens gestreut liegen, läßt sich zweifellos auf die Größe und

Wichtigkeit, sowie auf die zahlreiche Bevölkerung schließen, durch welche einst die Stadt ausgezeichnet war, welche diesen Bergesgipfel krönte. Aus mehrern Umständen ergiebt sich, daß die Genuesen und später karaïtische Juden diese Veste im Besitz hatten, und Pallas nennt Mangup „eine alte genuesische Stadt, welche der letzte Zufluchtsort der Ligurier gewesen zu sein scheint, nachdem sie von der Küste vertrieben worden waren;" aber weder die Genuesen, noch die Karaïten haben den Bau aufgeführt, und gewiß bestand die Veste lange, ehe die Genuesen als Nation bestanden. Die Ruinen tragen die Spuren fast aller Völker, welche die Krim bewohnt haben, uud werden von den Tataren mit der tiefsten Verehrung betrachtet. Da der Name der Festung, wie bereits angedeutet, sehr häufig auch Mangut ausgesprochen wird, so vermuthen Manche, die letzte Sylbe bedeute Gothen, und derselbe sei von den Herren des gothischen Fürstenthums abzuleiten, dessen Hauptstadt einst dieser Ort gewesen. Im vierten Jahrhundert vertrieben die Hunnen die Gothen aus den Niederungen, aber die Gothen behaupteten noch ihre Unabhängigkeit, indem sie sich in ihren Festungen gegen die Angriffe der Hunnen vertheidigten, die den übrigen Theil der Krim nach und nach in ihren Besitz brachten. Nach Einigen blieb Mangup Kale die Hauptstadt des gothischen Fürstenthums bis ins sechzehnte Jahrhundert, wo die Türken es eroberten. Nach Andern ward es nach der Eroberung der Krim durch die Chasaren eine griechische Festung und blieb dies so lange, bis es mit den griechischen Colonien an der Küste unter die Herrschaft der Genuesen kam. Da der größere Theil der Ruinen offenbar griechischen Charakter an sich trägt, so ist die letztere Ansicht die wahrscheinlichere. Jedenfalls rührt sowohl die Capelle, welche hier in den Felsen eingehauen ist, als die Heiligenbilder, welche nach Pallas an die Mauern gemalt sind, von einem christlichen Volke her: den Gothen, Griechen oder Genuesen. Die Türken eroberten die Festung im Jahre 1745

und behaupteten sie zwanzig Jahre lang, worauf sie in den Besitz der Khane der Krim kam. Die Karaïten, von denen sie seit vielen Jahren fast ausschließlich bewohnt gewesen war, verminderten sich allmälig, verschwanden endlich vor etwa sechzig Jahren ganz und ließen nur die Trümmer ihres Tempels und einen großen Begräbnißplatz mit Grabmälern zurück, welche Aehnlichkeit mit denen im Thale Josaphat bei Tschufut Kale haben.

8. Jalta.

Jalta, das erst in neuester Zeit zu einer Stadt erhoben wurde, liegt in einem weiten, von hohen Bergen eingeschlossenen Thal an der Südküste der taurischen Halbinsel, an der gleichnamigen Bucht, in welche zwei kleine Flüsse fallen, von denen der eine, welcher der kleinen Stadt den Namen gegeben hat, von dem Fuße der ihn umgebenden reizenden Berge herkommt, hierauf durch eine ganz von Gärten und Weinpflanzungen bedeckte Landschaft fließt und an dem Thore von Jalta ins Meer fällt; der andere Bach, Chrimasto-Nero genannt, verliert sich, etwas mehr südlich, auf das Vorgebirge Ai-Todor zu, im Strande. Die wenigen Häuser im Vordergrunde, die bis 4000 Fuß hoch ansteigende Felsenwand, welche sich in Form eines Amphitheaters herumzieht, im Hintergrunde und zwischen beiden der mit dem mannigfaltigsten Grün bewachsene Abhang, welcher in einer Schlucht ziemlich hoch steigt und hie und da mit einzeln stehenden Gartenhäusern besetzt ist — dieses Alles gewährt einen sehr malerischen Anblick. Auf der Westseite liegt das liebliche Livadia, das dem Grafen Potocki gehört; auf der Ostseite steigen steile Felsen empor und erstrecken sich bis nahe an das Meer, wo sie die Hafenbucht begrenzen. Die russische Regierung hat sehr viel gethan, um einestheils den Bewohnern der Küste Communicationsmittel, namentlich mit Odessa, zu verschaffen, anderntheils um Jalta zu heben; aber ohne

Erfolg. Alle vierzehn Tage hält hier ein Schiff an, welches von Kertsch kommt und nach Odessa geht, und umgekehrt. Zum Schutz der Schiffe wurde in neuester Zeit ein Hafendamm erbaut, hinter welchem aber nur selten ein Schiff Zuflucht sucht. Bei Jalta, auf dem Vorgebirge, soll die Kirche des heiligen Johannes innerhalb der Mauern gestanden haben. Im Alterthum hieß die Stadt Jalita. Der Ort war zuerst unter den Griechen, dann unter den Genuesen eine Festung, welche zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts durch ein Erdbeben zerstört wurde. Nach etwa siebzig Jahren bauten die Griechen mit den Armeniern den Ort wieder auf. In der Nähe von Jalta liegt Maharatsch, der Landsitz des Fürsten Golitzin.

9. Feodosia oder Theodosia.

Die Stadt Feodosia oder Theodosia (die Russen sprechen das griechische „Th" wie „F" aus), früher bei den Genuesen Kaffa, bei den Türken Kefa, bei den Tataren Kefé genannt, ist jetzt die Hauptstadt eines Kreises im Gouvernement Taurien, welcher nördlich an das Asow'sche und Faule Meer, östlich an die Straße von Kertsch, südlich an das Schwarze Meer und westlich an den Kreis Simpheropol grenzt, sehr gebirgig ist und die schönsten Partien darbietet. Die Stadt liegt an der südöstlichen Küste der Halbinsel, fast unter demselben Breitegrade wie Eupatoria an der südwestlichen Küste, an einer Bucht, die sich von dem gleichnamigen Vorgebirge fünf Meilen weit bis nach dem Cap Tschauda erstreckt. Nahe bei Feodosia ist die Küste niedrig und sandig, weiter gegen Osten aber hoch und von röthlichen, ganz kahlen Abhängen eingefaßt. Das Meer ist rein und tief bis nahe an das Land, außer bei Cap Tschauda. Die Rhede von Feodosia ist so geräumig, daß sie über zweihundert Schiffe fassen kann, aber dem Ost- und dem Südostwind offen. Der Ankerplatz gilt für einen

der besten im südlichen Rußland; zum Ueberwintern ist jedoch der Hafen nicht sicher genug. Die Stadt wurde ehemals wegen ihrer Wichtigkeit und Pracht Kyrim Stambul (d. i. das krim'sche Konstantinopel) oder Jarim Stambul (d. i. Halb-Konstantinopel) genannt und war die Residenz des letzten Khans und Hauptstadt der ganzen Krim, damals mit 4000 Häusern und 80,000 Einwohnern; zur Zeit der Genuesen zählte sie sogar 150,000. Das Andenken an diese Gründer und frühern Besitzer von Kaffa lebt besonders in dem am Meere gelegenen Theile oder der untern Stadt fort, wo eine mit dem Strande parallel laufende Straße von Bogengängen mit Malereien eingefaßt und wie die Straße von Bologna mit großen Steinplatten belegt ist, und die Häuser den halb festungs-, halb palastartigen Charakter ernster Pracht tragen, welcher so viele städtische Bauten aus dem Mittelalter Italiens auszeichnet. Wenn man die steil abfallende Seitenstraße hinaufsteigt, so befindet man sich in der russischen Stadt, und steigt man noch höher, so gelangt man in die tatarische Vorstadt, und noch höher zu einer großen Anzahl von Windmühlen mit acht Flügeln, welche die ganze Stadt umgeben und auf Felsen von trostloser Kahlheit stehen. Die Stadt zieht sich halbmondförmig um den geräumigen Hafen herum und hat bei weitem nicht mehr den Umfang, wie unter der Herrschaft der Genuesen. Rings um die Stadt sieht man die Ruinen des alten Theodosia oder Kaffa, welches man das zerstörte russische Palmyra nennen kann. Die jetzige Stadt ist am Abhange eines hohen Berges auf einer langen Strecke weitläufig erbaut und mit einer starken Mauer umgeben, welche durch Thürme und einen tiefen Graben befestigt ist. An beiden Seiten der Stadt waren vormals Castelle und in der Mitte derselben ein hoher Thurm, welcher zum Feuerzeichen diente. Vor der eigentlichen Stadt lagen Vorstädte, von welchen jetzt, sowie von den meisten türkischen Moscheen und griechischen und armenischen Kirchen nur noch Rui-

nen sichtbar sind. Nirgends haben Krieg und Empörung schreckliche Spuren, als hier, hinterlassen. Innerhalb der Stadt ist noch eine von Ziegelsteinen erbaute, mit viereckigen Thürmen besetzte, guterhaltene Citadelle, die so geräumig ist, daß man sie zur Quarantaine benutzt, von welcher die ähnlichen Anstalten in Eupatoria, Sebastopol, Sudagh, Kertsch 2c. mit ihrem ganzen Küstencordon abhängen, und die unter der gegenwärtigen Regierung sehr verbessert worden ist. Feodosia ist noch jetzt eine der schönsten Städte der Krim, eine Menge neuer, geschmackvoll aus Stein erbauter Häuser ziert dasselbe, und die Ueberreste alter Mauern, Thürme und Gebäude erinnern an seine ehemalige Größe. Die wichtigsten Ueberbleibsel dieser Art sind: die vom Meere aus über die Berge um die Stadt laufende Ringmauer von weißen Steinen, mit Thürmen, Thoren und Inschriften; die große und schöne, nach dem Plane der Sophienkirche Konstantinopels erbaute Hauptmoschee mit einem Minaret, zehn Kuppeln und guter innerer Verzierung; zwei andere Moscheen, von welchen eine in eine russische Kirche verwandelt ist; die öffentlichen Marmorbäder, welche jetzt zu einem Magazin und Zeughause dienen; die (jetzt trockene) Georgen-Fontaine mit drei großen unterirdischen Gewölben, welche die Röhren und andere zur Wasserkunst gehörige Werke enthielten; einige kleine Springbrunnen, die noch Wasser auswerfen; der gut erhaltene Palast des ehemaligen Khans 2c. Andere öffentliche Gebäude sind: eine griechische und katholische Kirche, eine Synagoge für die karaïtischen, sowie eine für die talmudistischen Juden, eine Kreisschule, Douane 2c.

Feodosia ist der Sitz eines Erzbischofs, hat einen botanischen Garten, eine Bibliothek, eine Münze für Kupfergeld und eine Bibelgesellschaft, verfertigt Franzbranntwein, treibt Seifensiederei und Weberei von Teppichen aus Kameelhaaren, die nach der Türkei versendet werden, hat Fabriken, worin sehr gute Talglichter gegossen werden, verarbeitet feine, graue Schaffelle zu Pelzen (sogenannte

Baranjen) in großer Menge und beschäftigt sich mit Austernfang (Feodosia ist der einzige russische Ort, wo derselbe betrieben wird) und Zubereitung des Caviars ꝛc. Für den Handel ist die Stadt überaus günstig gelegen. Eine bequeme Straße führt nach dem Innern der Halbinsel, die auch im Osten der Cultur zugänglicher ist, als im Westen. In das nahe Asow'sche Meer mündet der Don, und noch näher ist der Ausfluß des Kuban. Eine Verbindung mit den den Russen feindlichen Bergvölkern ist sehr leicht. Das Alles sind Momente, welche den Besitz Feodosia's namentlich für die Engländer sehr wichtig machen, besonders auch weil Feodosia wegen der nahen Anhöhen sich weit leichter, als Sebastopol, gegen ein Landheer vertheidigen läßt. Der Hafen, seit 1798 Freihafen, ist nächst dem von Sebastopol der beste am Schwarzen Meere. Von jeher war Feodosia der wichtigste Handelsort der Krim; Russen, Armenier und Türken trieben in ihm ausgebreitete Geschäfte; auch war sonst hier der Markt für Sclaven und junge Cirkassierinnen. Aus allen Städten der südlichen, östlichen und westlichen Küste des Schwarzen Meeres kamen Handelsschiffe an. Jetzt ist der Handel gegen früher gesunken und fast ganz in den Händen der Russen und Armenier, hatte sich aber seit Kaiser Alexander's Regierung und seit der Erklärung Feodosia's zum Freihafen wieder einigermaßen gehoben. Seit dem Jahre 1804 wurde ununterbrochen an dem Wiederaufbau der Stadt aus ihren Trümmern gearbeitet, und es ließen sich mehrere ausländische Kaufleute mit ansehnlichen Capitalien hier nieder; aber trotz aller Bestrebungen der Regierung seit der Occupation der Krim von Seiten Rußlands, den Handel der Stadt wieder zu beleben, zeigte sich doch nur geringer Erfolg. Die Ausfuhr besteht meist in Getreide, dann in krausen (krim'schen) Schaffellen von schwarzer und grauer Farbe, in Wolle, türkischen Zeugen, Reis, Kaffee, Wachs, Honig, Talg, Butter, Hasenfellen, Stangeneisen, Leder, Pottasche, Fischen, Salz, Weizenmehl ꝛc.

Die Getreide-Ausfuhr Feodosia's betrug

1814—1822	448,044,	durchschnittlich im Jahre	49,782 Tschetwert.
1823—1832	350,588,	„ „ „	35,058 „
1833—1842	272,245,	„ „ „	27,224 „
1843—1852	179,377,	„ „ „	17,937 „
Sa. in 39 J.	1,250,254.		

Der Hafen von Feodosia kämpfte, wie aus obigen Zahlen klar hervorgeht, vergebens mit seinem Schicksal, und alle Maßregeln vermochten nicht, eine Gleichmäßigkeit in seinem Handel herzustellen. In der vierten Periode sank der Getreide-Export mehr und mehr, er fiel im Vergleich zur ersten Periode um etliche 60 Procent, d. h. trotz des besonders günstigen Jahres 1847 wurde in den letzten zehn Jahren kaum der dritte Theil des in den ersten neun Jahren 1814—1822 ausgeführten Getreides exportirt. Es bewährt sich auch hier die Lehre der Geschichte, daß der Handel sich selbst seinen Weg bildet, daß, wenn er ihn verläßt, keine menschliche Macht dem zu widerstehen vermag, und daß Städte, die einmal zu Grunde gerichtet sind, nie ihren alten Glanz wieder erlangen. Man kann neue Orte an die Stelle der alten treten lassen, aber sie scheinen nun einmal verdammt, unbedeutend zu bleiben. Die Ursachen von dem Verfall des Handels in dem Hafen von Feodosia sind sehr wesentliche. Es bedarf nur eines Blicks auf die Karte von Taurien, um zu erkennen, daß die Häfen desselben unmöglich mit andern concurriren können, denn ihre Umgegend ist sehr arm und kann weder zur Nahrung ihrer Bewohner, noch weniger behufs des Handels hinreichendes Getreide erzeugen. In frühern Zeiten bezogen diese Häfen Producte aus dem nördlichen oder Steppentheile des taurischen Gouvernements, oder es wurden ihnen solche aus andern Gegenden Rußlands von Tschumaken zugeführt, die hier Rückfracht an Salz, Wein, Früchten und ausländischen Waaren, besonders Tabak und Colonialwaaren, zu erhalten hofften. Seit aber das Asow'sche

Meer der Schifffahrt geöffnet wurde und der Handel in Berdjansk und Mariopol sich entwickelte, versiegten auch diese Quellen, die die Häfen von Eupatoria und Feodosia belebt hatten; die Landbauer des nördlichen Tauriens zogen es vor, ihre Producte in den neuen Häfen abzusetzen, die ihnen näher lagen, und zu welchen weit bessere Wege führten; die Einrichtung von Korn- und Salzmagazinen in Berdjansk war nicht minder eine Ursache des Verfalls jener Handelsplätze. Vor wenigen Jahrzehnten wurde Odessa erbaut; ihm scheint eine große Zukunft bevorzustehen. Es hat bereits fast den ganzen Handel mit Südrußland an sich gezogen; obgleich seine Lage weniger vortheilhaft ist, so vermag doch keine Stadt auf den weiten Küsten des Pontus nur einigermaßen mit ihm zu rivalisiren, alle sind selbst mehr oder weniger von Odessa abhängig.

Die Einwohner von Feodosia, deren Zahl 4700 Seelen beträgt, sind Russen, Deutsche, Tataren, Griechen, Armenier und Juden, unter welchen letztern sich Karaïten befinden. Außerhalb der Stadt haben Zigeuner ihre Hütten, auch liegen in der Nähe einige Tatarendörfer. Auf dem nahen Delitzer-Berge sind die deutschen Colonien Heilbronn, Zürichthal rc. Die Aussicht von hier auf die Stadt, den Hafen, das Meer, die weiten nördlichen Steppen und gegen den Siwasch oder das Faule Meer hin ist sehr schön. Von Ueberbleibseln aus der alten griechischen Zeit findet man in Feodosia nichts; was aus der Griechenzeit auf dem dortigen Museum aufbewahrt wird, wurde bei Kertsch und anderswo gefunden.

Schon fünf Jahrhunderte vor Christi Geburt existirte, wahrscheinlich an derselben Stelle, wo das heutige Feodosia liegt, nach Einigen aber an der Stelle des jetzigen Stary Krim, eine von den Milesiern angelegte und von den Flüchtlingen aus Bosporus vergrößerte Stadt unter dem Namen Theodosia. Sie wurde von dem bosporanischen König Leukon erobert und von demselben zu

einer wichtigen Handelsstadt erhoben, erhielt jedoch nie die Bedeutung, welche Pantikapäon besaß. Schon im Jahre 131 n. Chr. wurde sie verwüstet und von ihren Einwohnern verlassen. Aus ihren Trümmern erhob sich die Burg Kafas, welche die Chersoneser 350 n. Chr. den bosporanischen Königen entrissen, und die nachher zu dem Bezirk von Cherson gerechnet ward. Seine größte Handelsblüthe hatte der Ort den Genuesen zu verdanken, die sich seit der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hier ansiedelten. Der reiche Genuese Baldo Doria legte nämlich um das Jahr 1262 in der Gegend der Burg Kafas eine Stadt an, die wegen ihrer günstigen Lage und durch den ausgebreiteten Handel bald so blühend und mächtig ward, daß sie der ganzen Halbinsel den Namen gab und schon im folgenden Jahrhundert mehr als 100,000 Einwohner zählte und den Namen des zweiten Konstantinopel erhielt. Kaufleute von Kaffa trieben Handel bis tief in das kaukasische Gebirge und selbst bis jenseit des Caspischen Meeres, und die nordischen Pelzwaaren, die persischen und indischen Erzeugnisse flossen hier zusammen. Noch jetzt findet man in den Mauern Marmorstücke mit Inschriften und Wappen, welche von den Genuesen herrühren. Im Jahre 1297 eroberten die Venetianer die Stadt, verloren sie aber bald wieder. Im Jahre 1320 wurde hier ein katholisches Bisthum errichtet und bald darauf auch ein armenischer Bischof eingesetzt, sowie ein großes Collegium für die Armenier angelegt. In den Jahren 1344 und 1345 belagerte Dschjanibeg=Khan die Stadt vergeblich; der Papst Clemens VI. wollte damals zu ihrer Rettung einen Kreuzzug unternehmen. Im Jahre 1357 wurde sie mit einer neuen und starken Mauer umgeben. Seit der Gründung von Kaffa hatte sich der Handelsverkehr der Genuesen auf dem Schwarzen Meer und in den angrenzenden Ländern fortwährend erweitert. Mit den Tataren in der Krim suchten sie durch Verträge im gutem Vernehmen zu bleiben; der älteste bekannte Ver-

trag ist vom Jahre 1383. Im Jahre 1365 erhielten sie in dieser Gegend den bedeutenden Handelsplatz Sudak (Sudagh) und später auch die Städte Cembalo, Cerco und Tamano, die alle dem Consul von Kaffa untergeordnet waren. Auch Sebastopol, Sinope, Trapezunt und Amastro zählten zu den Handelsplätzen der Genuesen. Die große Wichtigkeit des genuesischen Handels zu Kaffa erhellt daraus, daß zu Genua für die Angelegenheiten in der Krim eine eigene Behörde, l'Uffizio della Gazaria, und zu Kaffa ein Magistrat zur Entscheidung der Streitigkeiten der in der Krim wohnenden tatarischen Unterthanen der Republik Genua bestand. Ja, diese Colonie der Genuesen scheint selbst der Mutterstadt an Macht und Reichthum nicht nachgestanden zu haben, wenn sie auch fortwährend ihren Statthalter aus Genua erhielt. Während dieses seine schönsten Kräfte in innern Kämpfen vergeudete oder im Kampfe mit dem stolzen und gleich mächtigen Venedig nicht selten unterlag, erweiterte Kaffa von Jahrhundert zu Jahrhundert seine Besitzungen, sodaß allmälig die wichtigsten Hafenplätze an der ganzen Südküste des Schwarzen Meeres in seine Gewalt kamen. Die siegreiche Ausbreitung der Türken trug ebenfalls dazu bei, die Volksmenge, Schönheit und den Reichthum von Kaffa fortwährend zu vermehren, da viele Einwohner der benachbarten Länder sich vor den Osmanen hieher flüchteten; aber endlich führte sie den Untergang der Stadt herbei. Anfangs schloß die Republik Genua (1387), als ihre Handelsbesitzungen durch die Eroberungen der Türken immer ernstlicher bedroht wurden, einen Friedens- und Handelsvertrag mit dem Sultan Murad I., einen andern mit dem Sultan von Aegypten wegen Sclavenlieferungen von Kaffa aus. Aber die Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 änderte den Stand der Dinge und war für Kaffa das Vorzeichen des eigenen Untergangs. Obgleich der Großherr den Genuesen Handelsfreiheit in Galata urkundlich zugestand, so wurden sie doch der erniedrigendsten Be-

handlung unterworfen. Die Republik, selbst zu schwach, den herrschsüchtigen Siegern fernern Widerstand zu leisten, übergab Kaffa nebst den übrigen Faktoreien und Besitzungen im Schwarzen Meere mit allen Privilegien der Bank von St. Georg. Die Bankvorsteher bemühten sich auch, von dem Papst unterstützt, mit allen Kräften das Anvertraute zu schützen, es gelang ihnen aber nur kurze Zeit. Die Osmanen nahmen ihnen Amastro, das alte Amastris in Paphlagonien, das so lange die Handelsstation zwischen Trapezunt und Konstantinopel gewesen war, und endlich verloren die Genuesen auch den letzten Handelsort, Trapezunt, durch die Türken, welche darauf den Italienern den Zugang für immer verschlossen. Nur das reiche und mächtige Kaffa hielt sich noch unter mancherlei drohenden Gefahren; es bestand die Angriffe der Tataren und Chasaren und gewährte den Genuesen fortwährend Handelsvortheile. Endlich zog im Jahre 1774 ein Ungewitter herauf, welchem es erlag. Der Tatarkhan rief den Sultan von Konstantinopel zu Hilfe, und Beide griffen Kaffa mit vereinter Macht an. Die reiche und mächtige Stadt übergab sich freiwillig der Gnade Mohamed's II. Ihre Einwohner glaubten so dem Schicksale Konstantinopels und Trapezunts zu entgehen und trauten dem Worte des Eroberers. Die Stadt erhielt Gnade, aber die genuesischen Kaufleute mußten sich mit bedeutenden Lösegeldern von der Sclaverei loskaufen, 1500 Jünglinge wurden unter die Janitscharen gesteckt, und die übrigen Einwohner: Italiener, Griechen, Armenier, Walachen, Cirkassier u. a. m., auf dem Markt zu Konstantinopel als Sclaven verkauft. Alle Sclaven der Einwohner Kaffa's wurden von den Türken in Anspruch genommen. Geplündert durfte zwar nicht werden, aber man zwang die unglücklichen Bewohner, die Hälfte ihres Vermögens auszuliefern. Aber dieses Alles war nur ein Vorspiel zu dem, was in den nächsten drei Jahren geschehen sollte. Der Tatarkhan, Mengle Ghirei, derselbe, wel-

cher erst durch die Macht der Genuesen auf den Thron gehoben worden war, vollendete bald die Grausamkeiten, welche die Osmanen in dieser Zeit schon verübt hatten. Die Schilderungen aus jener Zeit übertreffen an Schrecklichkeit Alles, was man sonst in dieser Weise kennt; es flossen Ströme Blutes. Schiffe, gefüllt mit genuesischen Kostbarkeiten, gingen nach Konstantinopel. Damit war der Handel und die Herrschaft der Genuesen auf dem Schwarzen Meere für immer vernichtet. Zwar trieben sie, auch nach dem Verluste der Herrschaft über dieses Meer, noch geraume Zeit einen gewinnreichen Handel mit den Anwohnern desselben, aber auch dies verwehrten ihnen die Türken bald, und die Handelsverbindung, welche die krim'schen Tataren noch eine Zeitlang durch ihre eigenen Schiffe mit den Genuesen unterhielten, wurde bald von der eifersüchtigen Besorgniß der Türken für immer aufgelöst. Doch zeugen noch heute genuesische Vesten und Hafenbauüberreste in jenen Küstenländern davon, wie mächtig die Genuesen einst dort waren.

Als in dem früher so reichen Kaffa Alles geplündert war und keine Schätze mehr von dort nach Konstantinopel gehen konnten, wähnte der türkische Sultan, es bedürfe nur seines Winkes, um die Stadt von Neuem zum Sammelplatz asiatischer Reichthümer zu machen. Aber mit der Ermordung und Vertreibung der Genuesen war aller Handel verschwunden, und alle Vergünstigungen, deren sich die Stadt von Neuem zu erfreuen hatte, waren vergebens. Obgleich zuerst der Sitz eines Sandschakats und später eines Beglerbegs, war sie doch nur der Schatten von dem, was sie früher gewesen. Der Verfall, statt sich durch den Willen der Eroberer aufhalten zu lassen, machte immer reißendere Fortschritte. In wenigen Jahren war bereits alle Cultur um Kaffa verschwunden, und an die Stelle des frühern regen Lebens trat eine traurige Oede; anstatt der Menschen zogen Schafe längs der

Küste hin, von den Kräutern der neu entstandenen Steppe sich nährend.

Im Jahre 1771 wurde Kaffa von den Russen erobert, durch den Frieden von 1774 kam es unter die Herrschaft des krim'schen Khans, aber schon 1783 mit der ganzen Halbinsel Krim wieder unter russische Gewalt. Vor dieser neuesten Veränderung der Herrschaft bestand die Bevölkerung blos aus Tataren, welche mit den aus der Türkei gebrachten Waaren einen bedeutenden Handel trieben. Der letzte für unabhängig erklärte Khan wählte Kaffa zu seiner Residenz, verlegte den Münzhof von Baktschisarai, seiner frühern Residenz, dahin, errichtete einen Diwan und erbaute einen neuen Palast, in welchem die Sitzungen gehalten wurden, mußte aber die Stadt nach der letzten Eroberung durch die Russen wieder verlassen. Seitdem sank die Stadt, welcher die Russen ihren alten historischen Namen Theodosia (von ihnen, wie erwähnt, Feodosia ausgesprochen) wieder gaben, immer mehr. In wie weit die neuern Bestrebungen der russischen Regierung, den Handel der Stadt aufs Neue zu beleben, von Erfolg waren, haben wir bereits oben besprochen.

10. Kertsch.

Die Stadt Kertsch, von den Tataren Ghiertisch, von den Russen Wosfor (von der Nähe des kimmerischen Bosporus) genannt, liegt am östlichen Ende der Halbinsel Kertsch, welche sich auf der Ostseite der Krim von dieser Halbinsel abzweigt und sich zwischen dem Schwarzen Meer (im Süden) und dem Asow'schen (im Norden) hinstreckt bis zu der diese beiden Meere verbindenden Meerenge von Kertsch oder Feodosia, im Hintergrunde einer tiefen Bucht, in der die Gewässer des kimmerischen Bosporus sich beruhigen, mit einem guten, von Festungswerken gedeckten Hafen, neben welchem eine Chaussee über eine sumpfige Niederung nach

der gegenüberliegenden Quarantaine führt. An Kertsch knüpft sich ein großes historisches Interesse, denn es steht an der Stelle des alten, von Milesiern gegründeten Pantikapäon, der Residenz der bosporanischen Könige, der Königsstadt des großen Mithridates Eupator, der Rom stürzen wollte. Die jetzige Stadt dehnt sich westlich von der Bucht amphiteatralisch in der Form eines Halbmonds auf der nördlichen Küste am Abhang einer Hochebene aus, welche dieselbe in unbedeutender Höhe umgiebt; nur Ein Punkt beherrscht das Ganze, nämlich der letzte Ausläufer einer Hügelreihe, welche unmittelbar oberhalb der Stadt endet und mit einer bedeutenden Erhöhung ziemlich steil gegen das Meer abfällt. Dies ist der Mithridatesberg, auf welchem einst die Akropolis, die Festung des alten Pantikapäon, stand, und wo man in der neuern Zeit einem Statthalter von Kertsch, dem Grafen Timkowski, der sich viele Verdienste um die Ausgrabung und Erforschung von Alterthümern in der Stadt und der Umgegend erworben, ein schönes Monument errichtet hat. Der Mithridatesberg, welcher Kertsch überragt, ist mit natürlichen Kegeln versehen, welche so große Aehnlichkeit mit den Kurganen oder Grabhügeln haben, daß man in einiger Entfernung kaum diejenigen, welche von Menschenhänden herrühren, von denen zu unterscheiden vermag, deren Umrisse die Natur selbst gebildet hat. Ein mit großen Felsenstücken bedeckter Tumulus, das Grab des Mithridates genannt, bildet den höchsten Punkt des Mithridatesberges, und am Fuße dieses Kegels führt ein Felsen mit einer breiten Vertiefung, die ihn einem kurulischen Stuhle ähnlich macht, gleichsam wie der Sitz eines Druiden, den Namen: Sitz des Mithridates, denn von hier soll dieser König von Pontus seine mächtige Flotte, den Schrecken der Römer, überblickt haben. Ein zierlicher Tempel krönt die Stelle, wo einst die königliche Residenz der bosporanischen Herrscher stand, und ein zweiter, noch zierlicherer Bau steht auf einer hervorspringenden Terrasse, nämlich das Museum, in welchem die in

der Umgegend gefundenen Alterthümer aufbewahrt werden, worunter mehrere Monumente über die alte, theilweise unbekannte Geschichte der Krim wichtige Aufschlüsse ertheilen. Die Sammlung hat sich sehr vermehrt, seitdem man im Jahre 1830 den angeblichen Grabhügel des Mithridates eröffnete, den die Tataren Altün Obo oder den Goldberg nannten. Eine unermeßliche Menge Vasen von Bronze, große Schalen, Kelche, Kronen, goldene Halsketten, vergoldete Armbänder, Medaillons, Ringe, Metallspiegel, mehrere Minervenbilder, ein großes Trinkgefäß mit Abbildungen mehrerer Scythen in getriebener Arbeit u. s. w. fand man daselbst. Eine große Menge davon ist nach St. Petersburg gewandert. Seit der Erwerbung dieser Schätze sind noch andere Grabhügel geöffnet worden, in welchen zerstörte Gräber gefunden wurden; nur der zwölfte Tumulus belohnte einigermaßen diese Untersuchungen. Auch die Trümmer der dem alten Pantikapäon benachbarten Stadt Nymphäon hat man in jüngster Zeit wieder aufgefunden und daselbst reiche Ausbeute gewonnen. Ueberhaupt giebt es keinen Ort in der ganzen Krim, wo man auf so viele Alterthümer stieße, als hier; werthvolle griechische Marmorplatten, Säulenschafte, Basreliefs und Inschriften findet man in manchen Bauernhütten eingemauert. So wurden auch häufig bis in die jüngste Zeit herab Silber- und Goldmünzen, die man ausgrub, gleichwie andere Münzen auf den Markt gebracht, welchem Unwesen indeß auf kaiserlichen Befehl gesteuert ist.

Die Festung, welche den Hafen von Kertsch deckt, ist wegen einer alten Kathedrale ausgezeichnet, die noch aus den Zeiten der Genuesen stammt. Kertsch liegt dicht am Hafen, während das Pantikapäon des Strabo auf Hügeln erbaut war. Kertsch ist eine neue Stadt, aber ein Gemisch von Italienischem und Russischem: Häuser mit flachen Dächern erinnern an das erstere, breite, weitläufige Straßen und zum Theil ungepflasterte Wege an das letztere. Im Ganzen gewährt die Stadt einen freundlichern An-

blick, als es sonst bei kleinen russischen Städten der Fall ist; sie enthält jetzt eine Menge schön erbauter Häuser und wurde in der neuesten Zeit fortwährend vergrößert, da jetzt die ins Asow'sche Meer gehenden Schiffe hier Quarantaine zu halten haben. Der Hafen von Kertsch, seit 1822 Freihafen, ist durch seine Lage vortrefflich zum Handel geeignet. Nachdem Kertsch 1777 dem russischen Scepter sich unterworfen hatte, wurde hier ein Zollhaus errichtet und es zum Centralpunkt für Ansiedelung griechischer Auswanderer bestimmt, aber ohne großen Erfolg; im Jahre 1821 ward eine Hafen- und Zollverwaltung eingesetzt und ein Tauschhandel mit den kaukasischen Völkerschaften, zugleich eine Cabotage mit andern russischen Häfen eröffnet. Seit 1833, wo das Asow'sche Meer für beschiffbar erklärt wurde, ist Kertsch für den Handel nur als Quarantaine-Vorposten für fremde Schiffe, die in das Asow'sche Meer gehen, von Bedeutung, hat aber selbst nur sehr geringen Export-Handel. Erst dann verspricht Kertsch eine Bedeutung zu erhalten, wenn die Länder am Don sich einer größern Cultur erfreuen. Kertsch ist zwar schon jetzt die Vermittlerin zwischen diesen und dem Süden, aber die Erzeugnisse der Donländer sind noch so gering, daß die Ausfuhr nicht von Bedeutung ist. Der Handel beschränkt sich daher meist auf die Producte der nächsten Umgegend, auf Fische und Salz, die beide in den nördlich am Asow'schen Meer gelegenen Orten gegen Getreide ausgetauscht werden. Das Salz wird in kleinen Seen gewonnen, die südlich von Kertsch liegen, und von denen die größern Opuk und Tschokrek (Tschakrakskoi) heißen. Fische werden getrocknet und als Häringe eingesalzen, von denen mehrere tausend Tonnen jährlich nach dem Süden Rußlands ausgeführt werden. Auch Caviar wird bereitet. Der Capern- und Weinbau und die Vieh-, besonders die Schaf- und Ziegenzucht, sind hier und in der Umgegend ebenfalls sehr ansehnlich. Die Zahl der Einwohner von Kertsch beträgt 8200. Eine herrliche Aussicht gewährt

das Vorgebirge Ak-Burun, das am südlichsten Ende des Meerbusens von Kertsch liegt und zugleich das Schwarze Meer und die Meerenge beherrscht; man überschaut von hier die asiatische Küste mit den blauen Gipfeln des Kaukasus im Hintergrunde. Kertsch bildet mit der ganzen kleinen Halbinsel, die nach der Stadt benannt wird, eine besondere Statthalterschaft und ist der Sitz des Gouverneurs.

11. Jenikale (Enikola).

Die befestigte Stadt Jenikale (d. i. neue Festung) liegt auf der Ostseite der Krim, auf der äußersten Spitze einer Landzunge der Halbinsel Kertsch, östlich von der Stadt Kertsch, welche den Seeweg aus dem Asow'schen ins Schwarze Meer bildet. Sie hat einen Hafen, einen Leuchtthurm, Naphtha-Quellen und 420 (nach Andern 1000) Einwohner, größtentheils Griechen. Etwas seitwärts von der Stadt erhebt sich über einem steilen, zum Meer abfallenden Felsenhange die alte, theils von den Genuesen, theils von den Türken erbaute Festung, die innerhalb der alten, grotesk erbauten Ringmauern größtentheils mit neuen Häusern versehen und der Sitz eines Commandanten ist. Der Leuchtthurm befindet sich auf der höchsten, dem Meere nahen Bergspitze. Hier, wie in dem benachbarten Kertsch und Arabat, sowie in Taman und Fanagoria auf der gegenüber liegenden Halbinsel, die zu dem Lande der tschernomorischen Kosaken gehört, findet man ungemein viele Denkmäler aus den Zeiten der Griechen, Römer und des pontischen Reichs, wie man denn durch die Volkssage und durch die Benennungen mehrerer Ruinen vielfach an Mithridates erinnert wird, dessen Sitz man hier allgemein annimmt.

12. Karasu-Bazar.

Die große tatarische Handelsstadt Karasu-Bazar (d. i. Schwarzwasser-Markt) ist nach Sebastopol die bevölkertste Stadt der taurischen Halbinsel, denn sie übertrifft an Seelenzahl (15,000) die Centralstadt des taurischen Gouvernements, Simpheropol, um einige Tausend. Sie liegt im Kreise Simpheropol, am Nordfuße des taurischen Küstengebirges, in einem halbrunden Thal und von Kreidegebirgen umgeben, die sich an mit Waldungen versehene Kalkgebirge anschließen und im Süden, Südwesten und Südosten einen herrlichen Hintergrund bilden. In diesem engen Becken sammeln sich die verschiedenen Gewässer des Karasu, dessen tatarischer Name Schwarzwasser bedeutet, und der sich von hier sein Bett nach dem Salghir gebahnt hat. In der Mitte dieses weißen und wüsten Thales dehnt sich die Stadt Karasu-Bazar aus, zwischen den beiden Flüssen Karasu und Tünas, welche bisweilen austreten, und durch deren Ausdünstung die Stadt sich in der Regel Abends mit einem weißen Nebel bedeckt, der epidemische Fieber erzeugt. Ein anderer Uebelstand für die Einwohner besteht darin, daß sich über die Nordseite des Thals wie eine Mauer eine ungeheure weiße Felsenwand erhebt, die die Tataren wegen des Kalkgesteins, aus dem sie besteht, Ak-Kaja (d. i. weißer Fels) nennen, und welche, wenn sie im Sommer von der Sonne beschienen wird, die Strahlen mit einer solchen Heftigkeit zurückwirft, daß in der Stadt die Augen durch diesen heftigen Widerschein bedeutend leiden, und auch die Hitze dadurch merklich steigt. Bei den Russen heißt der Berg „Schirinfelsen“, von der Familie Schirin, der reichsten und angesehensten Tatarenfamilie, die allein eheliche Verbindungen mit den Töchtern des Tatarkhans eingehen konnte und alles Land im Osten der taurischen Halbinsel besaß. Die mächtigen Häupter dieser Familie trotzten nicht selten, auf ihre Macht gestützt, ihren Her-

ren, den Tatarkhanen; dann rief der Schirin seine Vasallen und Mannen zur Berathung auf dem hier emporragenden weißen Felsen zusammen. Von dem Gipfel dieser hohen Terrasse herab hat man eine sehr großartige Aussicht; der Plan der ausgedehnten Stadt zeichnet sich von hier mit einer Reinheit ab, die fast alle Einzelheiten derselben wahrnehmen läßt. Von hier überblickt man das Labyrinth der engen und krummen Straßen, die sich zwischen den mehr als 700 Häusern hinwinden. Vierundzwanzig, meist große viereckige Räume bildende, Moscheen mit ihren schlank emporsteigenden Minarets erheben sich an den verschiedensten Punkten der Stadt aus dem Häusergewirre und zwischen dem frischen Grün der Gärten, und nicht weit von der Hauptmoschee erblickt man den zierlichen grünen Dom der griechisch-orthodoxen Kirche; ein wenig seitwärts zwei katholische Kirchen, die eine römisch, die andere armenisch; in der Nachbarschaft die karaïtische Synagoge. Ein bemerkenswerthes Gebäude, das mit seiner viereckigen Masse die Mitte der Stadt einnimmt, ist ein weitläufiger Khan, ein befestigter Bazar, in dessen Hof sich zahlreiche Magazine und leichte Galerien aneinander reihen, ein im Jahre 1656 von einem Minister des Tatarkhans gegründetes starkes Bauwerk, das durch seine vier furchtbaren Mauern vertheidigt wird, die keine andere Oeffnung haben, als eine Reihe von schmalen Schießscharten und einen einzigen, noch jetzt durch eine mit Eisen beschlagene Pforte verwahrten Eingang. Zu der Zeit, wo die Tataren, die inneren Zwistigkeiten benutzend, diese Stadt und ihre Reichthümer bedrohten, war dieser Khan sicherlich eine uneinnehmbare Festung; hinter diesen drohenden Mauern fanden die Schätze des Handels einen sichern Zufluchtsort gegen die dem Feuer von innen ausgesetzten Angreifer. Jetzt ist das Gebäude in einem ziemlich vernachlässigten Zustande.

Karasu-Bazar ist, wie Baktschisarai, eine ächt tatarische Stadt; man sieht sich hier mitten in den Orient versetzt, mehr

als in fast allen grusischen und transkaukasischen Ortschaften. Katharina II. überließ den Tataren nur zwei krim'sche Städte, Karasu-Bazar und Baktschisarai, in denen sie ungehindert in ihrer Weise leben konnten, und noch jetzt bestehen drei Viertheile der Bevölkerung dieser Stadt aus Tataren, die fast sämmtlich die edle Physiognomie der taurischen Gebirgsbewohner haben; die mongolischen Gesichter der Steppentataren sieht man nur an den Markttagen häufig. Außer den Tataren wohnen hier Russen, Griechen, Armenier und Karaïten, während außerhalb der Stadt auf den Anhöhen Zigeuner hausen. Als eines der größten Ueberbleibsel von den Trümmern des Reichs der krim'schen Khane gewährt die Stadt ein großes Interesse, doch wird sie weniger, als andere Städte der Krim, von Reisenden besucht, weil sie vom Seegestade und von der großen Landstraße, die aus dem Innern Rußlands über Perekop und Simpheropol nach der schönen Südküste führt, zu abgelegen ist. Die Lage von Karasu-Bazar in dem großen Thal an den Ufern des Karasu ist freier und anmuthiger, als die von Baktschisarai, mit dem die hiesige Bauart und das Leben auf den Straßen sonst viel Aehnlichkeit hat. Die schmuzigen und schlechtgepflasterten Straßen sind mit einer unzähligen Menge von Buden besetzt, die vor dem Regen und der Sonne durch Vordächer geschützt sind, welche auf Säulen ruhen. Hohe weiße Mauern schließen den Hofraum der Häuser gegen die Straße ab, hinter ihnen liegt das Wohnhaus der Familie und der Garten, in welchem das weibliche Geschlecht die freie Natur genießen kann, ohne von männlichen Augen belästigt zu werden. Das männliche Geschlecht führt, wie anderwärts im Orient, ein durchaus öffentliches Leben. Alle Handwerker arbeiten auf offener Straße oder wenigstens in ihren offenen Läden; jede besondere Gattung der Gewerbe findet man nach morgenländischer Sitte in einem besondern Stadttheile vereinigt, sowie die Kaufleute, welche mit der betreffenden Gattung von Produc-

ten handeln: hier die Lebensmittel, weiterhin ausländische Gegenstände, dann Wollenwaaren, Kleiderstoffe, Schuhe (die hiesigen werden besonders von Mohamedanern gesucht), andere Lederarbeiten (die hier in vorzüglicher Güte bereitet werden), gute Scheiden für Kindshals (Chandschar der Türken) und Messer, die im vorigen Jahrhundert bis tief in Asien hinein verkauft wurden. Karasu-Bazar ist der Hauptmarkt für inländische Producte, die hier sehr billig sind. Zahlreiche Kaffeehäuser sind in einer und derselben Straße vereinigt, welche die breiteste und am wenigsten unregelmäßige der ganzen Stadt ist. Jedes Kaffeehaus hat viereckige offene Abtheilungen, welche durch gedrechselte Geländer von einander abgesondert sind, zwischen denen ein gemeinschaftlicher Gang hindurchführt. In diesen offenen Cabineten findet man die verschiedenen Nationalitäten der Bevölkerung in ihren charakteristischen physiognomischen Eigenthümlichkeiten vereinigt. Auf einem Diwan, der den engen Raum des Cabinets umschließt, mit einem Kohlenbecken in der Mitte, umgeben von den Pantoffeln, welche man auf dem Boden stehen läßt, hocken hier Tataren, Armenier und Karaïten und rauchen stundenlang schweigend aus ihren langen Pfeifen von jungem Kirschbaumholz, nach langen Zwischenpausen einige Tropfen vortrefflichen Kaffees schlürfend.

Außer dem Interesse, welches Karasu-Bazar als eine der wenigen alten Tatarenstädte, die im südlichen Rußland von einem einst so bevölkerten Reich übrig geblieben, gewährt, bietet die Umgegend noch manches Sehenswerthe. Ein wunderschöner Punkt sind die Quellen des großen Karasu, welche etwa eine Meile südlich von der Stadt in einem wilden Thale liegen. Die eine kommt aus einem weiten Bogen von Kalkfelsen und fällt in ein großes natürliches Becken von ungeheurer Größe; die zweite, von der ersten ein wenig entfernte Quelle sprudelt aus den Spalten eines Felsens. Südlich von der Stadt erblickt man auf einer

ziemlich bedeutenden Anhöhe den Palast, welcher seiner Zeit zur Aufnahme der Kaiserin Katharina II. erbaut wurde. Ein sehr fruchtbares, durchaus mit reichem Baumwuchse bedecktes Thal, das von einem Bache bewässert wird, bildet den Vordergrund dieses ganz italienisch gefärbten Gemäldes, in dessen Hintergrunde über den geradlinigen Formen des weitläufigen Gebäudes das kräftige Profil der Berge erscheint. Unmittelbar in der Nähe der Stadt, nahe an der Landstraße, welche von hier nach dem Faulen Meere führt, erblickt man eine kleine Capelle, wo die bekannte Frau von Krüdener ihre letzte Ruhestädte gefunden hat. Ein bemerkenswerther Ort in der Nähe von Karasu-Bazar ist auch das Dorf Tschota, auf halbem Wege zwischen dieser Stadt und dem Faulen Meere. Dort hat die Petersburger „Gesellschaft für Schafzucht im südlichen Rußland" 1836 ein großes Etablissement errichtet. Es wurde ein Capital von 770,000 Rubel Banco in Actien zusammengebracht. In der Nähe des Karasu wurden 8000 Dessätinen (16,000 Acker) Steppenlandes angekauft, und die Merinoschafe wurden theils aus Schlesien, theils aus den Gegenden jenseits von Perekop verschrieben. Im Jahre 1841 betrug die Zahl dieser Thiere in Tschota 15,000, im Jahre 1843 war sie auf 8000 herabgesunken, mit jedem Jahre sank sie tiefer, und jetzt giebt man dem gemeinen tatarischen Schaf den Vorzug. Dieses bedarf weniger Pflege, scharrt im Winter sein Futter selbst unter dem Schnee hervor und liefert mehr Wolle. Die tatarische Wolle ist zwar von schlechter Qualität, aber auch keiner Schwankung der Preise unterworfen; sie wird sämmtlich ins Ausland ausgeführt.

13. Perekop.

Wir haben bereits angedeutet, daß die Landenge von Perekop das schmale Band ist, durch welches das südwärts ins Schwarze Meer hinausgestreckte Viereck der taurischen Halbinsel

mit dem auf dem südrussischen Festlande liegenden nördlichen Theil des Gouvernements Taurien oder mit dem von den Nogay-Tataren bewohnten Steppenlande zusammenhängt. Die Landenge von Perekop ist der Schlüssel zur Krim, welcher diese Halbinsel öffnet und abschließt, die Pforte, welche zum ungehinderten Aus- und Eingang sich Demjenigen öffnet, der in ihrem Besitz ist, die Brücke, welche zwischen zwei Meeren hindurch nach dem Herzen der Halbinsel und andererseits nach dem Innern Rußlands führt. Daraus erhellt schon, wie wichtig der ungestörte Besitz dieser Landenge in dem großartigen, welthistorischen Kriegsdrama, dessen Schauplatz gegenwärtig die Gestade der taurischen Halbinsel bilden, für die Russen ist, die auf diesem Wege stets neue Heersäulen nach der bedrängten, gewaltigen Kaiserveste am südwestlichen Ende der Krim vorschieben und Sebastopol ununterbrochen mit allem nöthigen Kriegsbedarf versehen. Es geht daraus aber auch hervor, wie wichtig es für die anglo-gallisch-osmanischen Verbündeten, die sich schon so lange vergeblich an den russischerseits mit so viel Geschick und Tapferkeit vertheidigten Mauern des pontischen Gibraltar abgemüht haben, wäre, in den Besitz der Landenge von Perekop zu kommen.

Der jetzige Name der Landenge und der auf derselben liegenden Stadt und Festung, Perekop, wird von einem griechisch-russischen Worte abgeleitet, welches einen zwischen zwei Meeren gezogenen Graben bedeutet. Dieser Name ist in der That ganz bezeichnend, denn der Isthmus von Perekop erstreckt sich in einer Länge von zehn und einer Breite von sechs bis sieben Wersten zwischen dem Siwasch oder dem Faulen Meere (im Osten) und dem Todten Meere (im Westen) und wird von Meer zu Meer, von Osten nach Westen, von einem Wallgraben quer durchschnitten, der 25 Fuß tief, mit einer Zugbrücke versehen und mit Quadersteinen bekleidet ist. Westlich von der Landenge liegt der Meerbusen von Perekop, ein Theil des Schwarzen Meeres, der auf der

einen Seite durch die Landzunge Srilgesch (vom Festlande des Gouvernements Taurien aus), auf der Seite der Halbinsel Krim aber durch das Vorgebirge Perekop geschlossen wird. Der Kreis Perekop, der auf der taurischen Halbinsel liegt, wird durch jene Landzunge vom Festlande geschieden und grenzt im Norden an den Kreis Aleschki, im Osten und Nordosten an das Faule Meer, im Westen an den Kreis Eupatoria und im Süden an die Kreise Simpheropol und Feodosia, durch den Salghir davon geschieden. Die Stadt und Festung Perekop liegt auf dem Isthmus unweit des steinernen Thores, welches durch jenen Wallgraben führt. Früher hieß der Ort Orkapu, was nach Einigen das goldene Thor, nach Andern aber Feuerthor bedeutet (vielleicht von dem semitischen Wort Or, d. i. Feuer oder Licht). Fürst Anatol v. Demidoff schreibt jenen Namen Or-Gapy und meint, er bedeute: der königliche Hafen. Die Stadt sieht mehr einem weitläufigen Dorf ähnlich, ist aber durch eine Citadelle (Perekop) und noch eine besondere Burg befestigt. Die Zahl der Einwohner wird von Einigen auf mehr als 3000, von Anderen nur auf etwa 1000 geschätzt. Das Faule Meer ist für die ganze Gegend eine Quelle des Handels und Verkehrs; an seiner Küste und an den Ufern der benachbarten Landseen gewinnt man ungeheure Massen von Salz, welches dem Staat einen bedeutenden Ertrag abwirft und nach allen Richtungen, selbst bis nach dem Mittelpunkte des Reichs, von zahlreichen, langen Karawanen verfahren wird. Wenn Herodot, Strabo und Plinius die Ansicht aufgestellt haben, daß vor alten Zeiten der taurische Chersones von dem festen Lande getrennt gewesen sei, so steht die Bodenbeschaffenheit der Landenge von Perekop keineswegs damit im Widerspruch. Obwohl sie in der Mitte eine Meile breit ist, so ist die Bodenerhebung doch so gering, daß man sie sogar für niedriger als beide Meere hält, zwischen denen sie liegt. Diese beiden Meere zeigen in ihren Umrissen eine höchst auffallende Verschiedenheit. Das

Faule Meer, das an seiner flachen Küste ohne Kraft gleichsam abstirbt, bietet an seinem Ufer tausend seltsame und sich stets ändernde Einschnitte dar, während das Schwarze Meer im Westen tief eingeschnitten ist und auf eine viel bestimmtere Weise die Umrisse seines Ufers zeichnet.

Die Landenge von Perekop hat stets eine wichtige Rolle gespielt, und zwar schon in der ältesten Zeit, wo der Ort unter diesem Namen noch gar nicht vorhanden war. Das alte Culturvolk der Krim zog quer über den Isthmus von Meer zu Meer eine Mauer und bewachte sorgfältig die hier erbauten Thürme, um den barbarischen Scythen des Nordens den Eingang zur taurischen Halbinsel zu verwehren. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das tatarische Perekop auf derselben Stelle liegt, wenn auch keine Mauer den Isthmus absperrt, sondern nur der durch Thürme vertheidigte erwähnte tiefe Graben. Durch dieses goldene Thor brachen die raubgierigen Horden des Tatarkhans der Krim, um in den christlichen Norden sengend und brennend einzufallen. Diese Raubzüge, die bis nach Kiew und Moskau gingen, fanden gewöhnlich im Frühjahre statt, wenn die Regenzeit vorüber war und die Pferde auf den weiten und menschenleeren Steppen des heutigen Neurußlands hinlänglich Nahrung fanden. Den Weg, den die Tataren genommen hatten, bezeichneten lodernde Flammen, und Tausende wurden alljährlich in die Sclaverei geschleppt. Von besonderem Interesse dürfte heutzutage ein historischer Rückblick auf die frühern Kämpfe der Russen um Perekop sein. Nachdem die Krim seit der Eroberung durch die Türken über zwei Jahrhunderte lang keinen Feind gesehen hatte, betrat im Jahre 1736 der russische General Münnich mit einem 100,000 Mann starken Heere den Boden der Halbinsel. Er fand die Landenge von Perekop von einem zwölf Klafter breiten und sieben Klafter tiefen Graben durchschnitten, welchen eine Brustwehr deckte, deren Höhe bis zur Sohle des Grabens 70 Fuß betrug. Das Ganze schütz-

ten sechs steinerne Thürme und außer ihnen die Festung Orkapu. Vor diese Befestigungen, welche von den Tataren für unbezwinglich gehalten wurden, rückte Münnich. Die Linien wurden erstürmt, und zwei Tage später ergab sich die Festung Orkapu. Aber nicht der Sieg russischer Waffen war es, was dem Feinde das Herz der Halbinsel öffnete, sondern die Feigheit der zur Vertheidigung entbotenen 100,000 Tataren und 1000 Janitscharen, sowie die Faulheit der zur Ausbesserung des Grabens und der Brustwehr bestellten Arbeiter. Münnich hielt nun einen Verwüstungszug durch die Krim, und einen Monat, nachdem er vor Perekop gestanden hatte, übergab sich ihm Baktschisarai, die alte Residenz der Khane der Krim, nach kurzem Widerstande. Ueber zweitausend Gebäude wurden niedergebrannt, und ein ähnliches Loos traf andere Städte. Eben wollte der Feldmarschall Münnich die Festung Kaffa angreifen, als eine Krankheit ihn zum Rückzuge nach Perekop zwang. Nachdem hier noch die Linien geschleift und die Mauern der Festung gesprengt worden waren, verließ Münnich die verödete Halbinsel, die sich nicht wieder zu ihrer frühern Blüthe zu erheben vermochte. Die Tataren folgten den Russen auf dem Fuße nach und drangen über die Landenge verwüstend bis Kleinrußland vor. Im nächsten Jahre war die Landenge, deren Schanzen wieder ausgebessert worden waren, und welche der Khan in Person vertheidigte, nicht zu bezwingen, doch verschafften sich die Russen Eingang in das Land, indem sie von der Meerenge von Jenitschi nach der Landzunge von Arabat übersetzten. Die Krim wurde dergestalt verwüstet, daß ein russisches Heer, welches im nächsten Feldzuge planmäßig vordrang, sich nicht zu halten vermochte. Im Jahre 1751 erhielt der Khan der Krim, Arslan-Ghirei, für den Eifer, den er bei der Ausbesserung der Schanzen von Perekop bewiesen, vom Sultan ein Ehrenkleid, tausend Ducaten und ein belobendes Handschreiben. Das Bollwerk war im Jahre 1770 noch so stark, daß ein russischer Angriff

glücklich, aber zum letzten Male, abgewehrt werden konnte, denn schon im folgenden Jahre stand abermals ein russisches Heer von 90,000 Mann vor den Linien von Perekop, zu deren Vertheidi-dung der Khan der Krim mit 50,000 Tataren und 7000 Türken vergeblich herbeieilte. Die Schanzen wurden erstürmt, und auch ein Versuch der Tataren, die vorgedrungenen Russen in den Si-wasch oder in den durch eine Landzunge eingeschlossenen östlichen Meerbusen der Halbinsel, welcher das Faule Meer genannt wird, zu werfen, mislang, und die Festung Perekop fiel. Nun verlor der Khan, der seinem Namen „Löwe" wenig Rechnung trug, vol-lends die Besinnung; er floh nach seiner Residenz Baktschisarai und schiffte sich dann in größter Eile nach Stambul ein. Die Landenge von Perekop hatte, seitdem die taurische Halbinsel dem-selben Herrn gehorchte, wie die nördlich von ihr gelegenen Län-der, alle Bedeutung verloren. Als man indeß in Sebastopol eine Seefestung ersten Ranges aus Granit aufthürmte, vergaß man auch Perekop nicht. Die Linien wurden verdreifacht und bilden gegen Norden eine starke Schutzwehr. Das Osten-Sacken'sche Corps aber wurde fast ausschließlich dazu benutzt, die Landenge gegen einen Angriff der Verbündeten von Süden her zu schützen, und den neueren Berichten zufolge sollen auch nach dieser Seite hin im Sommer und Herbst 1854 zahlreiche und sehr starke Be-festigungen entstanden sein. Die Kanonen der Landenge haben ihre Mündung nach Süden gewendet, und ihr donnerndes „Zu spät", das leichtlich den etwa in nächster Zeit nach Norden vor-rückenden Verbündeten entgegenschallen dürfte, möchte wohl in diesen die Ueberzeugung befestigen, daß sie wohlgethan hätten, gleich nach der Schlacht an der Alma die Richtung nach Norden einzuschlagen, statt sich nach Süden zu wenden und dem belager-ten Sebastopol das goldene Thor zu ununterbrochenem Zuzug von Verstärkungen und anderm Bedarf offen zu lassen. Indeß ist es der Weg über den Isthmus von Perekop nicht allein, der

den Russen offen steht, um Truppen in die Krim zu werfen; durch Ueberbrückung der Meerenge von Jenitschi oder indem sie dieselbe auf andere Weise wegsam machten, haben sie eine andere gute Militairstraße gewonnen, welche sie, wie in den frühern Kriegen um die Krim (s. oben), über die östlich vom Faulen Meere sich hinziehende Landzunge von Arabat bis in die Nähe von Feodosia (Kaffa) bringt. Wahrscheinlich bedienten sich die Russen dieser Militairstraße, welche für den Truppen- und Munitionstransport aus den südöstlichen Provinzen Rußlands die kürzeste ist und die Entfernung zwischen Simpheropol und dem Innern beträchtlich abkürzt, bei Gelegenheit der Schlachten von Balaklawa und Inkerman, wo bekanntlich bedeutende Truppenmassen in der rechten Flanke und im Rücken der Verbündeten erschienen. Nach einer Erklärung des englischen Kriegsministers erfuhren die Alliirten erst lange nach jenen Schlachten etwas von der Existenz und der Benutzung dieser Militairstraße.

III. Die Bevölkerung der Krim.

Eine ethnographische Skizze.

Zu der Zeit, als die Tatarkhane noch auf dem Thron von Baktschisarai saßen, hatte die taurische Halbinsel eine im Verhältniß zu dem Flächenraum und der natürlichen Beschaffenheit des Landes ziemlich starke Bevölkerung, die sich aber im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts durch Krieg, innere Unruhen und nach der Besitznahme des Landes Seitens der Russen durch Auswanderung so bedeutend verminderte, daß gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Volkszahl sich nur noch auf etwa 60,000 belief. Seitdem ist sie in Folge der eifrigen Bemühungen der Regierung, das verödete Land neu zu bevölkern, wieder gestiegen, aber mit Ausnahme der neuen Seestadt Sebastopol, die vor dem Beginn des gegenwärtigen Krieges über 41,000 Einwohner zählte, erreichte bis dahin nur eine einzige Stadt in dem Bereiche der Halbinsel die Bevölkerungszahl von 15,000, nämlich Karasu=Bazar; selbst die alte Hauptstadt Baktschisarai und die neue Gouvernementsstadt Simpheropol hatten jede nur wenig über 12,000 Seelen. Und was ist aus jener Cultur geworden, deren Same einst aus den Gefilden des Abendlandes nach den Gestaden der pontischen Halbinsel getragen wurde, aus den einst so blühenden Colonien und Hafenstädten der Genuesen? Kaffa, einst, mit mehr als 100,000 Bewohnern, strahlend in

Pracht und Reichthum und handelsmächtig die Civilisation des Occidents rings in den Küstenländern des Pontus verbreitend, ist jetzt gleichsam eine Wüste und die Bevölkerung auf etwa 4700 Seelen herabgesunken. Nach der Angabe des Fürsten Anatol Demidoff war die ganze Halbinsel Krim im Jahre 1837 nur mit etwa 190,000 Menschen bevölkert, während P. v. Köppen die Bevölkerung des ganzen Gouvernements Taurien, zu welchem außer der Krim auch die nördlich davon gelegene Nogay gehört, zu 572,000 Seelen annimmt, darunter im Jahre 1850: 245,370 Tataren.

Den Hauptheil der Bevölkerung der Krim bilden die eben erwähnten Tataren, außer welchen es noch Russen, Griechen, Armenier, Deutsche, karaïtische und andere Juden und Zigeuner giebt. Unter den Tataren der Krim unterscheidet man Bergtataren und Steppentataren. Beide vereinigen mit großer Redlichkeit und Worttreue, mit Mildthätigkeit gegen Unglückliche, mit der liebevollsten Anhänglichkeit an Familienglieder und Freunde, mit einem frommen harmlosen heitern Sinn Arbeitsscheu und Indolenz. Weder die große Geldliebe, die dem Tataren in hohem Grade eigen ist, noch das Beispiel der so rührigen Deutschen, deren steigender Wohlstand ihnen nicht entgeht, konnten bis jetzt die eingefleischte Neigung der Tataren zu bequemer Ruhe bedeutend erschüttern. Die Tataren der Krim sind cultivirter und gesitteter, als die nördlich von ihnen wohnenden Nogayen; sie sind gute, sanftmüthige, gastfreie Menschen. Die Nogayen essen Pferdefleisch, nicht aber die krim'schen Tataren, die von Milch, Butter, Honig, Eiern, Geflügel, Obst, Reis, Hammelfleisch, Grütze, Weizenbrot, Hirse u. a. m. sich nähren. Die Vielweiberei ist ihnen als Mohamedanern erlaubt, aber nicht so häufig und ausgedehnt, wie bei den Osmanen. Ihre morgenländische Tracht haben sie ganz beibehalten. Die Männer haben den Kopf glatt geschoren, tragen im Winter Wollmützen, im Sommer Turbans.

Ihre Hemden haben weite Aermel, ihre Jacken sind von Seiden- und Baumwollenzeug, ihre Hosen, unter dem Knie festgebunden, reichen in dicken Falten bis unter die Mitte der Waden hinab, manchmal tragen sie Pantoffeln von Corduan. Die Festkleidung der Weiber besteht in einer rothen Mütze, einem farbigen, seidenen, engen Leibrock mit einem Kaftan, rothen oder grünen seidenen Beinkleidern und gelben Pantoffeln. Die Tataren theilen sich in Mursen oder Edelleute, in Mullahs oder Geistliche, und Landleute. Die Edelleute tragen sich tscherkessisch, haben zu Pferd einen stattlichen Anstand, und ihre Kleider sind mit goldenen und silbernen Tressen besetzt. Einer der reichsten Mursen ist Mohamed Mursa im Dorfe Sultan Mahmud, der 28,000 sächsische Aecker Land besitzt. Die Mullahs stehen in großem Ansehen. Die Tataren sind freie Leute und kennen keine Leibeigenschaft. Weder Adel, noch Landmann zahlt Abgaben, noch sind sie conscriptionspflichtig. Den frühern fanatischen Haß gegen Andersgläubige hat der Verkehr mit christlichen Colonisten fast ganz verdrängt. Unter allen mohamedanischen Völkern des Ostens sind die Tataren das einzige, bei dem trotz großer Anhänglichkeit an die Religion kaum eine Spur von Fanatismus wahrzunehmen ist. Christen besuchen die Moscheen während der nächtlichen Gebete zur Zeit des Ramazan, wohnen dem seltsamen Gottesdienste der Derwische bei, besichtigen die Gräber der heiligen Orte, und begegnen überall freundlich grüßenden Mienen. Moritz Wagner, der die Bergtataren genauer als manche andere Reisende beobachtete, nennt sie gastfreundlich und liebenswürdig im Umgang. Nach seiner Darstellung beläuft sich die tatarische Landbevölkerung der gebirgigen Südküste auf etwa 20,000 Köpfe. Sie wohnen in Dörfern, die auf den Abhängen des Gebirges oder in Thälern und Schluchten oft eine recht malerische Lage haben und durch ihre eigenthümliche Bauart von den Dörfern der russischen Kronbauern, der deutschen und bulgari-

schen Colonisten sich unterscheiden. Der Rücken eines Berges dient gewöhnlich für die Hinterwand des Häuschens; Pfähle, deren Zwischenräume mit Steinen, Lehm oder Koth ausgefüllt sind, bilden die drei übrigen Wände. Das Dach, welches auf diese Weise gleichsam aus dem Berg hervorspringt, ist vollkommen flach, mit Erde, Rasen oder Schilf überdeckt und dient zum Trocknen der Früchte, der Wäsche und zu andern häuslichen Verrichtungen. Ueber die Vordermauer hinausragend und durch die Stützen, welche es tragen, eine Art von Veranda bildend, ist es für die Reisenden mitunter kaum sichtbar. Im Innern finden sich zwei Gemächer, die sehr armselig ausgestattet, aber doch immer mit Decken und Teppichen sorgfältig belegt sind. Die Tataren der gebirgigen Südküste unterscheiden sich in ihrer Gesichtsbildung wesentlich von denen der nördlichen Steppe. Bei den erstern ist der mongolische Typus schon zum größten Theil verschwunden, und es zeigt sich sehr selten eine Spur davon. Sie haben regelmäßige, etwas breite Gesichter ohne hervorragende Backenknochen, ohne schiefstehende, geschlitzte Augen und ohne Flachnasen wie die Steppentataren und die Nogayen. Sie sind meist von mittlerer Größe, öfters auch darunter, von untersetzter Statur und derbem Knochenbau. Hohe Gestalten fehlen ganz, magere Individuen sind selten. Im Ganzen scheinen diese Tataren weit größere Aehnlichkeit mit den Türken, als mit den fanatischen Nogayen jenseit der Landenge von Perekop oder selbst mit den nördlichen Steppenbewohnern der taurischen Halbinsel zu haben. Diese Tataren der Südküste sind vielleicht die Nachkommen des turkomanischen Bestandtheils jener Mongolenhorden, welche unter Batu Khan die Krim eroberten; ein großer Theil der Turkomanen war damals von den Mongolen unterworfen und gleich andern Völkern gezwungen, der Fahne des Ueberwinders zu folgen. Für diese Annahme spricht nicht blos die Gesichtsbildung des Volkes, sondern auch der Umstand, daß der ta-

tarische Dialekt, welcher im Süden der Krim gesprochen wird, vom türkischen weit weniger verschieden ist, als die Sprache der Steppentataren. Doch ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß Vermischungen mit Völkern kaukasischer Race stattgefunden, daß namentlich manche griechische und armenische Renegaten sich in früherer Zeit mit dieser tatarischen Gebirgsbevölkerung vermischt haben. Einige Forscher, z. B. der gelehrte Staatsrath Steven in Simpheropol, sind sogar der Meinung, daß fast die Gesammtbevölkerung der krim'schen Südküste von solchen Renegaten abstamme. Pallas führt unter andern Gründen an, daß diese Tataren von den nördlichen Steppenbewohnern als unechte Abkömmlinge ihres Volkes noch heute mit dem verächtlichen Namen Tat belegt werden. Den Umstand, daß die Sprache dieser Südbewohner von der türkischen so wenig verschieden ist, wollen jene Forscher aus dem häufigen Verkehr zwischen den Häfen der Krim und der Türkei erklären, eine Annahme, die allerdings manche Wahrscheinlichkeit für sich hat. Dagegen müßte die Sprache dieser Bergbevölkerung, wenn letztere in Masse aus Renegaten zusammengesetzt wäre, gewiß sehr viele griechische und armenische Bestandtheile enthalten. Auch müßte von griechischen und armenischen Sitten, Gebräuchen und Charakterzügen doch etwas auf diese Renegaten übergegangen sein, was nach Moritz Wagner's Wahrnehmung durchaus nicht der Fall ist. Die Steppentataren, welche die Mehrzahl der tatarischen Bevölkerung der Krim ausmachen, haben die reine mongolische Gesichtsbildung und auch sonst in ihrem Körperbau das ursprüngliche Gepräge behalten. Sie sind ein Hirtenvolk und unterhalten oft ganze Heerden von Kameelen. Obschon von rauhem Aeußern, zeichnen sie sich doch durch Einfachheit der Sitten und Gastfreundschaft aus. Doch stehen sie den Gebirgstataren auch in sittlicher Beziehung nach, die mit den Türken die meisten ehrenwerthen Eigenschaften gemein haben, aber auch manche Tugend besitzen, die der Türke nicht

kennt, und nur die wenigsten Laster mit ihm theilen. Unter ihnen finden sich wenig Spuren von jenen verworfenen, unnatürlichen Ausschweifungen im Geschlechtstrieb, die in den türkischen Städten und besonders bei den Vornehmen so allgemein sind. Daher sind auch diese Tataren ein Menschenschlag von weit frischerm, kräftigerm Aussehen, als die körperlich immer mehr entartenden Türken, und deshalb findet man auch in den meisten Familien der krim'schen Gebirgsbewohner häuslichen Frieden und Liebe zwischen Blutsverwandten, die man bei den Türken vermißt, wie man sie überall vermissen wird, wo es an einem keuschen Wandel fehlt. Fast alle Tataren halten sich schmuck und sauber, und ihre hübschen Gestalten nehmen sich neben den plumpen russischen Leibeigenen, die nächst den Tataren in größter Zahl die Südküste bewohnen, sehr vortheilhaft aus. Die jüngern Tataren, die in der Nachbarschaft von Russen wohnen und die großen Märkte besuchen, sprechen fast alle etwas russisch, und man kann sich in dieser Sprache leicht mit ihnen verständigen. In den großen Gebirgsdörfern, wie Ussen-basch und Badarak, giebt es ziemlich wohlhabende Tataren, deren Häuser öfters sogar ein oberes Stockwerk haben, wo die Stube der Männer mit Diwans oder Polsterkissen reichlich ausgestattet ist. Die wahren Nogayen, die nicht zur goldenen, sondern zur blauen Horde der Tataren gehörten, bewohnten niemals die taurische Halbinsel.

Was die russischen Bewohner der taurischen Halbinsel und besonders der Südküste betrifft, so bestehen sie mit Ausnahme weniger Beamten, einiger Gutsbesitzer, Kaufleute und freien Arbeiter größtentheils aus Leibeigenen russischer Großen. In der Zeit, als man sich von der Fruchtbarkeit der krim'schen Südküste noch die übertriebensten Vorstellungen machte, kauften viele reiche Russen große Grundstücke an und ließen sie durch ihre Leibeigenen urbar machen. Viele nahmen ihre neuen Besitzungen nicht einmal in Augenschein, sondern überließen sie ihren Verwaltern und

setzten ihr üppiges Leben in den beiden Hauptstädten Rußlands fort. Noch in der neuesten Zeit, nachdem man die eigentliche Beschaffenheit des Landes kennen gelernt hat, wurden viele Güter an der taurischen Südküste von gebildeten russischen Großen, die sich der schönen Natur erfreuen wollten, angekauft und eingerichtet. Der Kaiser besitzt Unter-Oreanda, Graf Witt Ober-Oreanda, Graf Narischkin Mischkor, Graf Potocki Livadia, Fürst Woronzow Alupka. Da man den ästhetischen Werth des Bodens bezahlte, so wurden für besonders romantische Punkte oft ungeheure Summen gegeben. Nördlich vom Gebirge hatte die Dessätine (zwei sächsische Aecker) Land einen Werth von 10—15 Rubeln, an der Südküste bezahlte man für sie 500—1000, ja 5000—6000 Rubel. Man stattete diese Landsitze auf das Verschwenderischste aus, baute Prachtgebäude und legte großartige Parks an. Es herrschte hier der unsinnigste Luxus, der sich bis auf die Verwalter und Diener erstreckte. Die russischen Leibeigenen sind kenntlich an ihren langen Bärten, an ihren ziemlich langen herabhängenden Haupthaaren, an ihren Röcken von Schafleder. An schönen Männergestalten fehlt es unter ihnen nicht, wenn auch den Gesichtern das Feine und Edle der bärtigen Orientalen durchaus abgeht. In dem abhängigen und gedrückten Zustande dieser armen Menschen liegt die Ursache mancher Laster, welche den freien Kronbauern fremd sind. Sie veruntreuen und stehlen, um ihrer Leidenschaft für berauschende Getränke fröhnen zu können. Beispiele der wüstesten Völlerei unter diesen Leibeigenen kommen täglich vor. Freilich pflegen die Edelleute im Innern Rußlands gerade die schlechtesten Subjecte unter ihren Leibeigenen gleichsam zur Strafe nach der taurischen Halbinsel zu versetzen und ihre dortigen Güter als Besserungsanstalten für ihre Leute zu betrachten, woher es auch kommt, daß die deutschen Colonisten in der Krim die Südküste dieser Halbinsel häufig scherzweise das kleine Sibirien nennen.

Ein wichtiges Cultur-Element in der Krim bilden die deutschen Colonisten, welche berufen wurden, um der übrigen Bevölkerung zum Muster und zur Anregung zu dienen. Es bestehen gegenwärtig in der Krim neun deutsche Ansiedelungen, die fast alle in den Jahren 1804 und 1805 meist durch Württemberger, Badener, Elsässer und Schweizer gegründet wurden und über 4000 (nach Andern nur etwa 1800) Einwohner zählen. Diese Ortschaften sind: Neusatz, wo der Inspector seinen Sitz hat, und Friedenthal, beide etwa zwanzig Werste von Simpheropol entfernt; Kronthal, südöstlich von Simpheropol und nördlich von Sebastopol, am Bugalek-Flusse; Heilbronn und Zürichthal, zwischen Karasu-Bazar und Arabat, am Endol-Flusse. Die vier erstgenannten sind von Württembergern und Elsässern, Zürichthal ist von Schweizern bewohnt. Gemischter ist die Bevölkerung der Dörfer Rosenthal (südöstlich von Karasu-Bazar), Herzenburg, Sudagh und Ottus, wo sich Auswanderer von beinahe sämmtlichen kleinen süddeutschen Staaten zusammengefunden haben. Die meisten Ansiedler gehören der protestantischen Kirche an, nur Rosenthal ist eine rein katholische Gemeinde; in Kronthal ist die Bevölkerung gemischt, und Katholiken und Protestanten besitzen dort ein gemeinschaftliches Bethaus, wie überhaupt hier unter den verschiedenen Confessionen die größte Toleranz herrscht. Geistliche wie Weltliche vertragen sich sehr gut; es sind sogar Beispiele vorgekommen, daß sich protestantische Brautpaare, die in entlegenen Gegenden wohnten, in Abwesenheit ihres Pfarrers von katholischen Geistlichen trauen ließen. Jedes der größern deutschen Dörfer besitzt eine Kirche oder ein Bethaus und eine Schule, wo die Kinder nur ihre Muttersprache lesen und schreiben lernen; doch sprechen fast alle jüngern Dorfbewohner auch das Russische oder Tatarische, das sie im Verkehr mit ihren Nachbarn erlernt haben. Diese deutschen Ansiedelungen erfreuen sich zwar nicht des Wohlstandes und der Vorzüglichkeit ihrer landwirthschaft-

lichen Einrichtungen in einem solchen Grade, wie man sie in den blühenden Colonien der deutschen Mennoniten an der Molotschna und in den Ansiedelungen der Brüdergemeinden an der Wolga findet. Aber man muß bedenken, daß die Gründung der deutschen Colonien in der Krim unter weniger günstigen Verhältnissen erfolgte, daß die neuen Ansiedler nicht, wie die Mennoniten, baares Geld mitbrachten und auf der taurischen Halbinsel einen viel weniger fruchtbaren Boden fanden, als die Mennoniten an den Ufern des Molotschna- oder Milchflusses ihn trafen. Dazu kamen schwere Jahre in Folge von mancherlei Unfällen, besonders durch die siebenjährigen Verheerungen, welche die furchtbaren Heuschrecken anrichteten. Aber später erholten sich die Colonisten und befanden sich wenigstens in leidlicher Lage. Nach Moritz Wagner's Berichten erhielten die Colonisten in Neusatz, Rosenthal und Friedenthal, die ersten, welche nach der taurischen Halbinsel kamen, jeder zweiundzwanzig Dessätinen Landes und die Aermern einen Vorschuß, der aus zwei Kühen, zwei Ochsen, zwei Pferden, Ackergeräth und einer kleinen Summe Geldes bestand; dies Alles wurde den Colonisten als später abzutragende Schuld vorgestreckt. Das bewilligte Land war zur Zeit der Gründung dieser Colonien hinreichend für die Bedürfnisse der Eingewanderten. Da aber die Bevölkerung sich seitdem verdoppelt hat, so stellte sich der Mangel an Land bereits so fühlbar heraus, daß viele Bauernfamilien es angemessen fanden, nach andern Gegenden der taurischen Halbinsel überzusiedeln. Die Ansiedler haben mancherlei Culturversuche gemacht und sind am Ende zu der Einsicht gelangt, daß für ihren Boden der Kartoffelbau sich am meisten eigne und den besten Ertrag liefere. Sie bauen daher jetzt vorzugsweise diese wohlthätige Frucht, die selbst an der Tafel russischer Fürsten ihre Liebhaber findet. In Neusatz wohnte 1843, als Moritz Wagner die Krim besuchte, auch der Kartoffelinspector Besler, der reichste deutsche Bauer dieser Colonie, wel-

cher den Kartoffelbau bei den Tataren leitete und beaufsichtigte und dafür von der Krone einen jährlichen Gehalt von 400 Rubeln empfing. Die Ansiedler von Kronthal wurden besser mit Land dotirt, indem jeder 60 Dessätinen erhielt; da aber ihr Boden sich weder für Getreide-, noch für Kartoffelbau eignet, so ist diese Colonie dennoch ärmer, als die von Neusatz, Rosenthal und Friedenthal. Die Bauern von Kronthal bauen größtentheils Wein, der in bedeutender Quantität erzeugt wird, aber wenig Absatz findet. Viele beschäftigen sich auch mit der Schafzucht, und es giebt dort einen Colonisten, der 2000 Schafe und 20,000 Rebstöcke besitzt. Vielleicht die reichste von allen deutschen Colonien der Krim ist die Schweizercolonie Zürichthal, auf deren Gebiet, wie auf dem der Colonie Heilbronn, Getreide am besten gedeiht. Die Zürichthaler Bewohner werden nicht nur als die wohlhabendsten, sondern auch als die sittlichsten geschildert; Vergehen kommen nirgends seltener als dort vor. Die deutschen Colonisten in der Krim scheinen großentheils mit ihrer Lage zufrieden zu sein. Sie genießen manche Vorrechte vor den übrigen Unterthanen des russischen Reichs; sie haben weniger Abgaben, keine Conscription, eigene Gerichte. Auch hat wohl die russische Regierung eine gute Acquisition an den deutschen Ansiedlern gemacht, und der Vorwurf, den man hier und da hört, als hätten sie ihren Zweck, eine Musteranstalt für die übrigen Bewohner zu sein, nicht erfüllt, scheint ungerecht zu sein. Wenigstens genügt ein unbefangener Blick auf die deutschen Ortschaften und andererseits auf den Zustand der Dörfer der Bulgaren (in der Gegend von Karasu-Bazar befindet sich auch eine bulgarische Colonie), Russen, Griechen und Tataren, um zu würdigen, was die Deutschen im Vergleich mit ihren Nachbarn leisten. Außer den Colonien leben in der Krim noch viele Deutsche in den Städten und auf den Adelsgütern als Gärtner, Verwalter, Lehrer und Aerzte. Fast alle stehen sich in pecuniärer Beziehung sehr gut und führen

Jahr aus Jahr ein ein lustiges Leben. In Abwesenheit der Edelleute bilden sie an der Südküste den vornehmen Stand. Ein Gärtner wird außer freier Station mit 2000—2500 Rubeln besoldet. Noch größer ist das Einkommen der Aerzte und besonders der Sprach- und Musiklehrer in den Städten. Manche Gärtner halten Equipage, und jeder hat ein oder zwei Reitpferde. Ueberhaupt ist der Luxus, die Vergnügungssucht und der verweichlichte Sinn der Ausländer in der südlichen Krim bei ihrem hohen Einkommen außerordentlich groß. In den Jahren 1816 und 1817 sollten die oben besprochenen deutschen Ansiedelungen durch 1400 schwäbische Familien verstärkt werden, welche theils aus Noth während der Jahre der Theuerung, theils aus religiöser Schwärmerei ihr Vaterland verließen. Sie fuhren die Donau abwärts von Ulm aus; viele gingen unterwegs zu Grunde, andere blieben in Ungarn und der Moldau; als die übrigen in der taurischen Halbinsel angelangt waren, gefiel ihnen das Land nicht, und 400 Familen, zu denen sich noch 100 Haushaltungen von den schon früher in der Krim angesiedelten Schwaben gesellten, zogen über den Kaukasus, wo sie die Ansiedelungen Alexandersdorf, Helenendorf, Annenfeld, Katharinenfeld u. a. m. bildeten.

Die griechische und armenische Bevölkerung der Krim schätzt Fürst Anatol Demidoff, vielleicht zu niedrig, auf nahe an 2600 Köpfe. Die Griechen sind weniger zahlreich in den innern Städten der Krim, als an der Südküste, wo die Bevölkerung Feodosia's großentheils aus ihnen besteht; Balaklawa aber war bis zum Herbst 1854 blos von Griechen bewohnt, die bekanntlich von Lord Raglan ausgewiesen wurden, weil man sie im Verdacht hatte, mit den Russen im Einverständniß zu sein. Das Ausland hat erst jüngst daran erinnert, daß die heutigen Griechen der Krim nicht von den alten Colonisten abstammen, welche noch unter der türkischen Herrschaft die Halbinsel bewohnten, daß diese vielmehr im ersten Kriege Katharina's gegen die

Türken nach den Asow'schen Küsten übergesiedelt wurden, wo sie unweit Taganrog die Stadt Mariopol gründeten, daß erst nach der Besitznahme der taurischen Halbinsel durch die Russen Potemkin Inselgriechen als Colonisten nach Balaklawa, Kadikoï, Kamara und Karanion führte, die, in acht Legionen oder Compagnien eingetheilt, die Küstenwacht versahen, und aus welchen Paul I. das Bataillon von Balaklawa bildete, das sich 1806 und 1813 nicht unrühmlich auszeichnete. Vgl. oben: Balaklawa. Hier bemerken wir noch, daß auch zur Zeit des griechischen Aufstandes ungefähr halbweges zwischen Simpheropol und Baktschisarai eine griechische Colonie gegründet wurde. Kleinasiatische Griechen, der Mehrzahl nach aus der Gegend von Sinope, deren Leben von den Türken bedroht wurde, flüchteten nach der pontischen Halbinsel und erhielten von der russischen Regierung Land angewiesen. — Die Juden in der Krim gehören meist der merkwürdigen Secte der Karaïten (Karäer, Karaim) an, von denen wir in einem besondern Abschnitt ausführlicher sprechen.

Was die Erwerbszweige der Einwohner und namentlich die Bodencultur betrifft, so ist es klar, daß man früher die Erzeugungsfähigkeit der taurischen Halbinsel sehr überschätzt hat. Trotz aller Aufmunterung, welche die russische Regierung und besonders der frühere Generalgouverneur von Neurußland, Fürst Woronzow, den verschiedenen Culturzweigen hat angedeihen lassen, sind die Resultate eben nicht glänzend. Die Ausfuhr der Krim und der Einfluß, den die Cultur derselben auf den pontischen Handel übte, waren bisher nicht von Bedeutung. An Getreide erzeugt sie selbst in guten Jahren noch nicht so viel, als der eigene Bedarf ausmacht, und muß sich mittelst der Häfen des Asow'schen Meeres von dem Ueberfluß der Steppenländer jenseit der Landenge von Perekop das Fehlende zuführen lassen, denn in den Ebenen, welche sich nördlich vom Asow'schen Meere ausdehnen, gedeihen fast alle Getreidearten viel besser, als in der

Krim. Aber die guten Jahre kommen nicht oft, die Misernten sind wegen des Regenmangels so häufig, daß man durchschnittlich auf zehn Jahre nur eine ergiebige Kornernte rechnet. Ein einziger tüchtiger Frühlingsregen entscheidet in der Krim oft über den Wohlstand von Tausenden; wenn er im rechten Augenblicke eintritt, so füllt er die Scheuern der Steppen mit Getreide und die Keller der Südküste mit Wein, und wenn er ausbleibt, ist überall Klage und Noth. Auch ist der Boden arm, der schwere Lehm- und Kalkboden der Krim liefert durchschnittlich nur das Fünffache der Aussaat, während die Ebenen nördlich vom Asowschen Meere mit ihrem leichten, etwas sandigen Boden das Zehnfache ergeben. Auch die tatarischen Nogayen bewohnen einen weit bessern Boden, als die Tataren der Krim. Pallas meinte, daß man Baumwolle, Oel und alle Erzeugnisse Griechenlands in der Krim im Großen gewinnen könne, aber das war ein Irrthum, wovon die Gutsbesitzer der taurischen Halbinsel sich gründlich überzeugt haben. Südgewächse, die, wie Orangen und Citronen, nur eine sehr geringe Kälte vertragen können, werden selbst an der Küste nie sonderlich gedeihen, ebenso wenig Pflanzen, die eines feuchten Bodens bedürfen. In den Gebirgsthälern des Südens wachsen viele Obstbäume, außer den gewöhnlichen Obstsorten Wall- und Lambertsnuß-, schwarze Maulbeerbäume, Quitten-, Pfirsich-, Aprikosen-, hie und da Kastanien-, Lorbeer-, Feigen-, Mandel-, Granat- und Olivenbäume. Die Maulbeer- und Wallnußbäume erhalten eine mächtige Größe. Bei Sudagh (Sudak) soll der Ertrag eines der letztern bis auf 40,000 Früchte steigen. Die Krim scheint fast die einzige Landschaft in dem großen europäischen Rußland zu sein, wo die Obst- und Weincultur, wenigstens in einigen Strichen, einigermaßen gedeiht. Außer dem obern Thale des Salghir werden nur noch in der Nähe von Sudagh, von Sebastopol und auf der Südküste Obst und hauptsächlich Aepfel gebaut, die meist nordwärts, nach Moskau und St.

Petersburg wandern; mehrere Obstsorten, die bei uns zu den vorzüglichsten gehören, fehlen in der Krim. Eine so große Sorgfalt, wie man sie nur irgend in Deutschland bei eifrigen Obstpächtern finden kann, widmen namentlich die deutschen Ansiedler in der Krim der Obstcultur. Die Gemüse scheinen sämmtlich auf der Südküste nicht recht gedeihen zu wollen; es fehlt ihnen das Zarte, das namentlich unsere Kohlsorten besitzen. Spinat wird ganz schlecht; der Salat muß im Herbste gesäet werden, damit er im Frühjahre Köpfe treiben kann. Erbsen und Bohnen gedeihen nur an sehr feuchten Stellen. Alle Rübensorten gehen aus der Erde heraus und erzeugen nur unscheinliche, zum Theil selbst holzige Wurzeln, was namentlich von der Mohrrübe gilt. Wenn überhaupt Gemüse gedeihen soll, so muß der Boden derb gedüngt werden. Bei aller Arbeitsscheu, welche den Tataren von Pallas und fast allen Reisenden nach ihm zum Vorwurf gemacht wird, würde man doch sehr irren, wenn man glaubte, daß diesem Volk jede Art von Bodencultur fremd sei. Die Tataren der Krim waren von jeher fleißiger, in Handwerken und Agricultur geschickter, in ihren Sitten feiner, als die nördlich vom Asow'schen Meere wohnenden Nogayen. In der Krim beschäftigen sich sehr viele Tataren mit Obst- und Tabakbau, andere kaufen von den Russen die Ernten ihrer Gärten im Großen und verhandeln die Früchte dann im Kleinen. Viele besitzen Weinberge, machen aber nicht selbst Wein, sondern verkaufen die frischen Trauben und trocknen die ihnen übrig bleibenden. Den Tataren ist nur daran gelegen, mit möglichst wenig Mühe möglichst viele Trauben zu erhalten; an eine Veredlung der Früchte durch sorgsamere Pflege denken sie nicht, weshalb es auch in ihren Weinbergen ziemlich wild aussieht. Von den Obstsorten gelingt ihnen am besten die Cultur der Arbusen, die in der Krim sehr groß und saftvoll werden und in der heißen Jahreszeit die Lieblingsfrucht der Russen wie der Tataren sind. Tabak wird in der Krim mehr

gepflanzt, als die Bevölkerung bedarf, obwohl diese Pflanze hier nur an wenigen Stellen gut fortkommt. Der Tabakbau ist übrigens, wie so mancher andere Culturzweig, aus Mangel an Absatzwegen heruntergekommen. Für den Weinbau ist namentlich durch den Fürsten Woronzow unendlich viel gethan worden; er bildet eine Lieblingsbeschäftigung der russischen Herrschaften in der Krim und kostete dem Staate wie den Privaten enorme Summen. Man hat Reben und Winzer aus den besten Weinländern kommen lassen und große Strecken der Südküste mit Reben bepflanzt; man cultivirte gegen vierhundert Sorten. Ganz Europa bis nach Lissabon, Madeira, Südafrika, Asien von Tiflis bis nach Schiras und selbst das nördliche Amerika wurden in Contribution gesetzt, um für die Südküste der taurischen Halbinsel die besten von ihren Reben zu liefen; man scheute keine Kosten, um eine berühmte Weinrebe auch aus dem entferntesten Winkel der Erde kommen zu lassen. Der krim'sche Wein wird in Rußland viel getrunken, kann aber den Transport nicht gut vertragen und schlägt leicht um. Alle die vielen Rebsorten verlieren auf dem krim'schen Boden nach und nach ihren ursprünglichen Charakter und erhalten gleichen Geschmack; sie haben von ihren Eigenthümlichkeiten fast nichts weiter behalten, als die Namen. Den früheren Würzburger, den rheinischen Rießling, den pfälzischen Traminer, den beliebten Bordeaux, Champagner u. s. w. erkennt man wohl einigermaßen an ihrem Laube, aber nicht an den Beeren und noch viel weniger an den daraus bereiteten Weinen. Alle krim'schen Weinbeersorten haben, mit sehr wenigen Ausnahmen, eine dickere herbere Schale. Den einzigen Unterschied der krim'schen Weine begründen die geognostischen Verhältnisse. Man kennt in der Krim nicht mehr als zwei Arten Wein: leichten und schweren. Nur auf dunkelfarbigem Boden, der die Wärme leicht zurückhält, bekommt der Wein der taurischen Südküste das Feuer, das ihn auszeichnet. Die Weinberge bei Su-

dagh, die meist auf hellfarbigem Jurakalk stehen, und besonders die Rebpflanzungen auf den weißen Kreidehügeln an der Alma und Katscha liefern einen viel schwächern Wein, dafür aber eine viel reichlichere Lese. Der auf Thonschiefer gewonnene starke Wein von Livadia und Alupka wird mit sieben bis acht Rubeln für den Wedro bezahlt, während der schwache Wein von der Alma kaum für einen Rubel Käufer findet. Und wie auf die Culturpflanzen sind die geognostischen Verhältnisse auch auf die wilde Pflanzenwelt nicht ohne vielfachen Einfluß. So scheint der Kalk für die Waldvegetation günstiger als der Schiefer zu sein. Hervorragende Erscheinungen in der Pflanzenwelt sind die taurische Fichte und der Erdbeerbaum. Dieser wächst zwischen Felsen, an denen er sich mit Aesten und Wurzeln festhält, die taurische Fichte sammelt um ihren Stamm und ihre Wurzeln ein feuchtes Erdreich, das von den Gärtnern wegen seiner Fruchtbarkeit sehr geschätzt wird. Die Eiche der taurischen Halbinsel weicht von der unsrigen bedeutend ab, sie ist klein und trägt außerordentlich zierliche Blätter. Dagegen erhebt sich der Wachholderstrauch zu einem schönen stattlichen Baume. Wilde Feigen und Terebinthen machen sich den Platz zwischen den Felsen streitig, und den kriechenden Kapernstrauch trifft man überall. Der taurischen Halbinsel eigenthümlich ist der Pyramiden-Apfelbaum. Der Epheu scheint hier seine Heimat zu haben, denn er wächst zu mächtigen Stämmen an und entfaltet an vielen schlangenartigen Aesten, die sich weit umherspannen, eine große Blättermasse. Auf allen Punkten der Südküste findet sich die Corneliuskirsche und mehrere Arten von Haselsträuchen, die so ergiebig sind, daß ihre Früchte einen nicht unbedeutenden Handelsartikel ausmachen.

Die Viehzucht, für die der Tatar mehr Sinn hat, als für die Agricultur, ist sehr bedeutend. Auf den grasreichen Steppen weiden zahllose Heerden Vieh, welches Sommer und Winter unter freiem Himmel zubringt. Im Frühjahre wird auf den

Steppen das alte Gras weggebrannt, um dem jungen Platz zu machen und dem Boden die Asche als Dünger zu geben. Man sieht daher oft weite Strecken der Steppen in Brand. Die größten Heerden sieht man auf den verpachteten Kronsteppen. Die Hirten führen auf ihren Karren oder Arabas ihre Nomadenhütten (Kosch, Kibitke) mit sich. Man begegnet oft Schaafheerden von tausend und mehr Stück. Die tatarischen Schafe haben jedoch nicht das gute Aussehen, wie man es in Ciskaukasien bei den Schafen der Nogayen findet, und scheinen mehr oder weniger ausgeartet zu sein. Auch hinsichtlich ihrer Gestalt stehen sie zwischen den sogenannten Fettschwänzen und den jetzigen russischen Steppenschafen in der Mitte; der Schwanz ist nur an der Basis mit Fett umlagert und verschmälert sich nach der Spitze zu, sodaß er ein pyramidenförmiges Ansehen hat. Früher waren die krim'schen Schafe von der kirgisischen Race berühmt; das Fell ihrer zarten Lämmer, Krimmel genannt, besonders von Kertsch und Koslow, liefert ein herrliches Pelzwerk. Die Veredlung der Schafzucht durch Merinos hatte auch hier Eingang gefunden, man hat sie jedoch größtentheils wieder aufgegeben, da die gemeinen tatarischen Schafe einträglicher sind (s. oben). Die Rindviehzucht gedeiht besonders im Süden der Krim. Auch Kameelzucht wird getrieben, doch gebraucht man in der Krim die Kameele fast nur zum Ziehen. Die Tataren treiben die Jagd leidenschaftlich, die auch ein Hauptvergnügen der Gutsbesitzer und Verwalter bildet. Die geographische Beschaffenheit der weit in das Meer vorspringenden taurischen Halbinsel ist der Verbreitung der Thiere mit leichter Ortsbewegung höchst günstig. Darum ist die Zahl der Zugvögel, welche die Krim besuchen, eine ungeheuere. Schwalben und Kraniche können den Weg über das Schwarze Meer in wenigen Stunden zurücklegen. Selbst die Wachtel, die den Flug nur bei günstigem Winde wagt, soll trotz der Kürze ihrer Flügel und der Schwere ihres Leibes den Weg von Anatolien nach der

Krim in fünf Stunden machen. In der Steppe kommen Trappen in Heerden von vierzig bis funfzig Stück vor, und die Jagd auf sie ist dort sehr belohnend. An Schnepfen und Wachteln sehr reich, ist die Südküste an allem andern Wild arm; Rehe kommen selten, Hirsche und Wildschweine fast gar nicht mehr vor. In frühern Zeiten trieb man auch die Wolfsjagd auf der taurischen Halbinsel, aber in den letzten Jahrzehnten hat sich die Zahl der Wölfe außerordentlich vermindert, und die noch übrig gebliebenen Thiere sind so feig und furchtsam, daß sie überall, selbst vor unbewaffneten Menschen die Flucht ergreifen und am Tage in Wäldern und Höhlen sich verstecken. Auf den Bergen, die an das Steppenland grenzen, sind sie weniger selten. Die Tataren jagen den Wolf in der Steppe gewöhnlich zu Pferd. Der Wolf der Krim frißt kein Schweinefleisch und heißt darum bei den dortigen Colonisten ein Mohamedaner. Wichtig ist die Fischerei, die von Gesellschaften betrieben wird. Außer dem Hering, der nur bis an die Donaumündung geht, besuchen die bekanntesten der europäischen Handelsfische die Küsten der Krim. Die Russen unterscheiden nur zwei Classen von Fischen, „rothe und weiße." Roth werden nur die im Schwarzen Meere so häufigen schönen Störarten genannt, als weiß bezeichnet man die kleinern Fischarten, unter denen die Makrele die wichtigste ist. Sehr wichtig ist der Salzgewinn aus den Salzseen, deren es auf der Halbinsel Kertsch, auf der Landzunge Zenika, auf dem Isthmus von Perekop und im Kreis Eupatoria giebt. Wenn sie sich in Folge der Verdunstung durch die Sommerwärme mit einer Salzkruste überzogen haben, so wird das Salz herausgegraben und entweder sogleich verkauft oder in die öffentlichen Magazine gelegt; es ist gelbbraun. Die Fuhrleute, die es ins Innere von Rußland führen, heißen Tschumaken. Das Salzfuhrwerk geht das ganze Jahr über. Die Industrie ist sehr unbedeutend. Die Hauptsache ist die Lederbereitung; auch giebt es Tuchfabriken, Töpfereien

und Messerschmieden. Die tatarischen Weiber spinnen und weben Wolle oder Baumwolle, Flachs und Hanf. Unter den Griechen und Armeniern giebt es Seiden- und Baumwollenweber, Gerber u. s. w.

Was den Handel betrifft, der vorzüglich durch die Hafenstädte vermittelt wird, so hat die russische Regierung es nicht an Anstrengungen zur Hebung desselben fehlen lassen, der Erfolg war jedoch nicht bedeutend. Wir haben darüber bereits oben unter Feodosia gesprochen. Die Nordküste der Krim wird von dem Seeverkehr abgeschnitten durch die Landzunge von Zenika oder Arabat, die, wie erwähnt, gleich einer der preußischen Nehrungen lang vor dem Lande hinzieht, den Siwasch oder das Faule Meer von dem Asow'schen Meere scheidend. Die Häfen beginnen an der Ostküste mit Jenikale, wo aber nur ein geringer Verkehr ist, während das nahe Kertsch, dessen Hafen bis dicht an den Strand eine hinreichende Tiefe hat, von zahlreichern Schiffen besucht wird. Der Hafen von Feodosia ist, wie bereits bemerkt, sehr geräumig. Die Südküste bildet eine fast ununterbrochene Gestadelinie und hat nur zwei gute Häfen, Jalta und Balaklawa. Jalta ist, da es in der Mitte zwischen Odessa und der kaukasischen Küste liegt, zum Stationsplatz für die Dampfschiffe gemacht worden, hat indessen den Nachtheil, daß seine Bucht dem Südostwind ausgesetzt ist und nach Stürmen noch lange ein aufgeregtes Wasser besitzt. Die Bucht von Balaklawa ist unvergleichlich, indem hohe Berge den Hafen so dicht umschließen und schützen, daß die Bucht einem Landsee gleicht (s. oben). Der Hafen von Sebastopol hat mehr eine militairische und maritime, als eine commercielle Bedeutung. Eupatoria oder Koslow an der Westküste ist durch Odessa und Sebastopol völlig in den Schatten gestellt worden. Die Küste, die sich von hier in verschiedenen Bogen und Vorsprüngen nördlich bis ans Todte Meer und die Landenge von Perekop zieht, ist öde und ohne größere Ansiedelung. Was die Communications-

mittel im Innern der taurischen Halbinsel betrifft, so tragen die Flüsse, in andern Ländern ein Verbindungsmittel von so großer Bedeutung, in der Krim nichts zur Erleichterung des Verkehrs bei. Sie sind sämmtlich unbedeutend und versiegen in der Sommerhitze ganz oder zum größten Theil; selbst der größte unter ihnen, der Salghir, macht davon keine Ausnahme. Die taurische Halbinsel wird von zwei Hauptstraßen durchschnitten, auf deren Knotenpunkt die jetzige Hauptstadt der Krim, Simpheropol, liegt, und von denen die eine in der Richtung von Osten nach Westen von Kertsch nach Sebastopol, die andere aber in der Richtung von Norden nach Süden, von Perekop über das Gebirge nach Aluschta läuft. Die letztere, welche stets von Wagenzügen belebt ist und gegen zwanzig Meilen weit über die niedere Steppe nach dem Gebirge führt, stellt die Landverbindung der taurischen Halbinsel mit den im Norden der letztern gelegenen neurussischen Provinzen her. Mehrere Engpässe, welche ihre Fortsetzung von Simpheropol nach der Südküste bilden, waren in frühern Zeiten die Schauplätze blutiger Kämpfe.

Die Karaïten und ihr Hauptsitz Tschufut Kale.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo der Riesenkampf um das Seebollwerk in der Krim die Blicke der ganzen Welt mit seltener Spannung auf den taurischen Chersones lenkt, dürfte es für den Leser nicht uninteressant sein, auch über einen kleinen Bruchtheil der Bevölkerung der Krim, von welchem alle Besucher dieser Halbinsel mit Interesse sprechen, nämlich über die merkwürdige jüdische Secte der Karaïten, die hier ihren Hauptsitz hat, sowie überhaupt über die Stiftung, Verbreitung, Geschichte und Eigenthümlichkeit dieser von den übrigen Juden als Protestanten gegen die rabbinische Tradition sich scharf absondernden Secte etwas Näheres und Gründlicheres zu erfahren, als es die in solchen

Dingen — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — meist oberflächlichen Berichte flüchtig beobachtender Reisebeschreiber zu geben vermögen. Fast abgeschieden von den civilisirten Ländern Europa's, steht hier, in diesem meerumspülten Winkel des russischen Reichs, der Hauptstamm dieser Secte, welche vor etwa elf Jahrhunderten, fast gleichzeitig mit der großen Kirchenspaltung der Christenheit, in Asien sich von ihren jüdischen Brüdern losriß und seitdem, meist nach Europa übetgesiedelt, eine eigene Glaubensgemeinde bildet. Klein an Zahl — vielleicht in Allem mit den schwachen Tochtergemeinden nicht über 12,000 Köpfe zählend, auf der Halbinsel Krim allein eine Seelenzahl von etwa 4000 erreichend — aber stark durch ein inneres Lebensprincip, beharrt diese Secte bei ihrer Lehre, ihrer Sitte und ihrer eigenthümlichen Lebensweise mit einer bewundernswürdigen Unerschütterlichkeit. Sie hat ihre Dauerhaftigkeit bewiesen durch eine über ein Jahrtausend bestehende Geschichte, durch Ueberwindung großer Hindernisse in den ersten Jahrhunderten ihres Daseins, durch eine sich gleichbleibende innere Haltung und durch möglichst klare Auffassung ihres Princips. Dem äußern Drucke verdanken die Karaïten in dieser Beziehung sehr wenig, denn seit vielen Jahrhunderten genießen sie eine ganz ungestörte Freiheit; dem innern Drucke noch weniger, denn von geistlicher Gewalt ist bei ihnen nicht die Rede; der Unwissenheit und dem Fanatismus darf man nicht zu viel beimessen, denn sie suchten, so gut wie die Gelehrtern unter den übrigen Juden, stets fremde Wissenschaften zu erwerben, so weit ihnen solche aus arabischen Quellen zuflossen; kurz, bei ihnen zeigt sich deutlicher, als irgendwo, die Gewalt des innern Princips. Ihre merkwürdigste Niederlassung ist das über Baktschisarai, der alten Residenz des Tatarkhans der Krim, liegende Felsennest Tschufut Kale (Judenburg), welchen Namen die Tataren dem Ort geben, während die Karaïten selbst ihn nur Kale (Burg) nennen.

Der Name Karaïten oder Karäer, hebräisch Karaim, ist nach der gewöhnlichen Annahme von dem hebräischen Mikra (heilige Schrift, von Kara, lesen), nach Andern aber aus dem Arabischen abzuleiten und bedeutet Schriftforscher oder Schriftbekenner. Die Secte der Karaïten verwirft nämlich, wie bereits angedeutet, die im Talmud enthaltene rabbinische Tradition und erkennt blos ein schriftliches Gesetz an. Der Name Karaïten ist bei den Gelehrten der gebräuchlichste; es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß die hebräische Pluralform Karaim und sogar das corrumpirte Kräim die landesübliche Form geworden ist, womit in Rußland und Oesterreich sowohl im gewöhnlichen Leben als in den polizeilichen Verordnungen sogar der Einzelne bezeichnet wird, und man im Plural Karaimen (also mit doppelter Plural-Bezeichnung) sagt.

Der Ursprung des Karaïtenthums läßt sich aus älterer Zeit ableiten. In den letzten Jahrhunderten vor der Auflösung des jüdischen Reichs durch die Römer herrschten innerhalb des Judenthums zwei Geistesrichtungen oder Secten, wie man sie gewöhnlich nennt, die einander oft sehr hart bekämpften: die Secten der Pharisäer und Sadducäer. Die Pharisäer hielten fest an dem Princip der Tradition und waren bestrebt, dieses zur allgemeinen Geltung unter den Juden zu bringen und dauernd zu befestigen. Ihnen traten die Sadducäer entgegen, die nur das geschriebene Bibelwort und zwar nur das anerkannten, was der Buchstabe desselben ausdrücklich lehre. Die Anhänger der Tradition gewannen ein bedeutendes Uebergewicht. Nach und nach verlor sich der Einfluß der Sadducäer immer mehr, und als mit der Auflösung des jüdischen Reichs auch das Streben, politisch zur Geltung zu kommen, wie das früher der Fall war, aufhörte, hörte auch die Energie des Kampfes auf, die Opposition trat gänzlich zurück, und die Pharisäer drangen durch und befestigten das Ansehen der Tradition immer mehr. Bei diesem entschiede-

nen Siege des Pharisäismus oder Rabbinismus erhielt sich aber doch sicherlich hie und da eine Reaction gegen diesen Standpunkt, die, wenn auch nicht thatsächlich hervortretend, doch im Stillen fortwirkte und sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte. Der Widerspruch hatte sich einmal, und zwar in so entschiedener Weise, geäußert und konnte darum, wenn auch in der Masse zurückgedrängt, doch nicht so gänzlich vernichtet werden, daß nicht einmal im Einzelnen eine Spur davon zurückgeblieben sein sollte. Der Kampf mußte sich bei günstiger Veranlassung von außen, wenn auch, weil unter andern Verhältnissen, in anderer Weise, von Neuem erheben und neue Energie gewinnen. Dieser Fall trat wirklich ein.

Gegen die Mitte des achten Jahrhunderts fing allmälig der Geist sowohl unter den Christen, als unter den Moslemin an, sich dem Herkömmlichen durch mehr philosophische Betrachtung der Religion und durch Schärfung der Aufmerksamkeit auf eingeschlichene Misbräuche zu entschlagen. Im Islam hatte namentlich die Frage, ob die Sunna oder die auf Mohamed zurückgeführte Tradition auf eben dieselbe religionsgesetzliche Giltigkeit Anspruch machen könne, wie der Koran selbst, Veranlassung zu einem heißen Meinungskampfe gegeben, der die Mohamedaner in die noch bestehenden zwei Hauptsecten theilte, nämlich in die der Sunniten, welche jene Frage bejahten, und in die der Schiiten, welche sie verneinten. Dies blieb nicht ohne Einfluß auf die ostasiatischen, unter der Herrschaft des Kalifats lebenden Juden. Es lag nahe, daß auch unter ihnen der Zweifel entstand: Sollte wohl wirklich die bedeutende Verschiedenheit, welche sich zwischen der nunmehrigen religiösen Uebung und dem geschriebenen Worte der Bibel herausstellte, und die auf die Ueberlieferung zurückgeführt wurde, zu billigen sein? Der Geist des Widerspruchs gegen die Tradition trat nun bei vielen ostasiatischen Juden mit neuer Kraft hervor zum Kampfe gegen das Gebäude des Rabbi-

nismus, der von jeher seine Widersacher hatte, welche aber durch die geistlichen Strafmittel des Fluches und Bannes immer unterdrückt wurden. Wahrscheinlich trugen die Verhältnisse der Rabbiner zum ostasiatischen Patriarchen oder Fürsten der Gefangenschaft (Resch Glutha) dazu bei, diesen Kampf zu beleben. Jedenfalls reichen die Berichte beider Parteien zu, um hierin den Grund zum Entstehen einer alten Secte in neuer Gestalt zu finden (die Karaïten selbst führen die Stiftung ihrer Secte auf die Zeit des Alexander Janäus zurück, verwahren sich aber streng gegen den Sadducäismus, den sie als eine Abart ihrer Secte betrachten). Den nächsten Anlaß zum offenen Hervortreten der freieren, antirabbinischen Ansichten gab eine Resch-Glutha- oder Gaon- (Titel der Vorsteher der jüdischen Hochschulen in Ostasien, so viel als Excellenz) Wahl (750 n. Chr.), und ohne daß man es vielleicht wollte, trat eine Secte auf, die sich zwar keiner besonderen Verbreitung zu erfreuen hatte, aber noch heute mit bewunderungswürdiger Unerschütterlichkeit bei ihren Satzungen beharrt.

Ein ausgezeichneter Gelehrter, Anan Ben David, überaus bewandert in der heiligen Schrift, der Mischna und dem Talmud und unterrichtet in vielen anderen Wissenschaften, mußte bei einer Resch-Glutha- oder Gaon-Wahl seinem weit weniger gelehrten Bruder weichen. Indessen hatte er einen bedeutenden Anhang gleicher Gesinnungsgenossen, der ihn allein anerkannte und sich von ihm ausschließlich leiten ließ. Die Sache wurde nach längerer Zeit ruchbar und Anan in den Kerker geworfen, wo er den Henkerstod als Strafe erwartete. Ein mitgefangener Araber, dem er die betreffenden Umstände mittheilte, gab ihm den Rath, sich beim Kalifen Abu-Ghiafar-Almansor eine Audienz zu erbitten und demselben das Alter des gegen die talmudischen Neuerungen erhobenen Widerspruchs, die große Ausbreitung der Gegenpartei der Rabbiner und die Nothwendigkeit einer gesonderten Leitungsbehörde für dieselbe klar darzuthun. Anan hörte auf diesen Rath,

durfte vor dem Kalifen erscheinen, setzte ihm den Sachverhalt auseinander und erreichte wirklich seinen Zweck. Besonders soll er durch seine astronomischen Ansichten von der Berichtigung der Kalender, worin der Kalif mit ihm übereinstimmte, seinen Widerspruch gegen die rabbinische Rechnung begründet haben. Indeß erreichte er doch selbst mittelst Hinzufügung eines bedeutenden Lösegeldes nichts weiter, als seine persönliche Freiheit und die Erlaubniß, mit seinem ganzen Anhange das Judengebiet von Babylon zu verlassen und nach Palästina auszuwandern (754 n. Chr.). Alles dies ist sehr charakteristisch für den Kalifen Almansor, welcher ebenso sehr die Astronomie liebte, als er geizig war und doch gern Gerechtigkeit übte; hier befriedigte er alle drei Eigenschaften zugleich.

Von da an datirt sich die Begründung — vielleicht nur Restauration — der neuen Secte, die sogleich mit dem Namen Karaim bezeichnet wurde. Sie glauben an die unbedingte Einheit Gottes, wie sie Moses gelehrt; an ein ewiges Leben; an die Auferstehung der Todten; an die Freiheit des menschlichen Willens, dem durch die Offenbarung (die heilige Schrift) der rechte Weg gezeigt ist, damit der Mensch zur wahren Glückseligkeit gelange. Von dem Unglücklichen und Leidenden sagen sie, daß er nicht von Gott verworfen ist, sondern daß ihn der liebevolle Vater durch die Leiden zur Tugend führen oder in der Tugend kräftigen will. Sie verwerfen alle rabbinischen Traditionen, indem sie behaupten, daß nur das mosaische Gesetz die einzige, bleibende Quelle alles religiösen Lebens und aller juridischen Entscheidungen bilden müsse. Sie haben zwar nachmals nicht umhin gekonnt, sich ein anderes traditionelles Gebäude aufzuführen, aber dem Grundsatze, daß es jedem ihrer Meister frei stehe, die heilige Schrift, ohne Rücksicht auf das Ansehen früherer Erklärer, durch eine eigne neue Exegese zu beleuchten, sind sie doch treu geblieben.

Anan constituirte bald nach seiner Ankunft in Palästina seine Secte, man weiß nicht, an welchem Orte, und ward ihr erstes geistliches Oberhaupt mit dem Titel Nasi; ihm folgte sein Sohn und eine zahlreiche Reihe Anderer unter demselben Titel, der nach einigen Jahrhunderten wieder abgeschafft und mit dem eines Chacham vertauscht wurde. Ihr Streben ging nicht auf Reichthum und äußern Glanz, desto mehr befleißigten sie sich eines sittlich-religiösen Lebenswandels. Handwerke, Ackerbau und Handel mit Lebensmitteln waren fast die ausschließlichen Erwerbszweige der ersten in Palästina und wahrscheinlich zum Theil in Jerusalem lebenden Karaïten, die heilige Schrift, nebst einigen Hilfswissenschaften, ihr vorzüglichstes Studium. Nach der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer wanderten sie aus, theils nach Osten, theils nach Aegypten und Griechenland, theils zogen sie über die Küstenländer der Berberei hin bis nach Spanien, wo sie jedoch verdrängt wurden. Wenige Jahrhunderte später finden sich ihre Gemeinden in Haleb und Damask und anderen Orten Syriens, in den Westländern der Tataren, im byzantinischen Reiche, in den Südländern der Slawen, in Aegypten, in der Berberei, in Fez und Marokko und sogar als Nomaden im Atlasgebirge. Der Sitz des Nasi, dessen Succession sich dem Namen nach auf eine Zeit von fast 900 Jahren ausdehnt, war nachmals in Kairo. Die Geschichte der Karaïten ist, bei ihren geringen Ansprüchen an die Welt, auch nur sehr dürftig an Thatsachen. Die Begründung ihres Widerspruchs gegen die Rabbiner, worauf sie seit Anan bestehen, bald im Allgemeinen, bald im Einzelnen, ist der fast ausschließliche Zielpunkt ihrer literarischen Thätigkeit geblieben. So viele Bücher auch von ihnen verfaßt wurden, — und es sind deren mitunter sehr umfangreiche Werke dogmatischen, philosophischen, historischen, hermeneutischen und grammatischen Inhalts (alle theils in arabischer Sprache, theils in einem arabisirenden Hebräisch geschrieben) — alle haben das-

selbe Hauptziel, daher ihre ganze Literatur fast nur das Interesse des Parteienkampfes, nicht aber das des selbstthätigen Geistes oder neuer Schöpfungen gewährt.

Die Zunahme der Zahl rabbinischer Juden in den Gegenden, wo die Karaïten angesiedelt waren, that ihnen großen Abbruch und war vielleicht eine Hauptursache ihrer Verminderung seit der Befestigung der türkischen Herrschaft. Mehrere Unglücksfälle, durch Kriege herbeigeführt, mögen ihre Verminderung durch den Tod und Mangel verhältnißmäßiger Geburten befördert haben. Durch Uebertritt zu den Rabbiniten verloren sie in älterer Zeit manches Mitglied und einst in Aegypten (zur Zeit Ibrahim's, eines Nachkommen des Maimonides) eine ganze Gemeinde; in späterer Zeit aber kamen ähnliche Beispiele nicht vor. Zum Islam und zum Christenthum traten nur wenige über. In Folge des Verfalls ihrer Gemeinden trat auch ein Sinken ihrer Geistesthätigkeit ein, und ungeachtet ihrer steten Rückkehr zur heiligen Schrift sind doch die älteren Werke ihrer Lehrer dergestalt in Ansehen gestiegen, daß deren Gebot für heilig gehalten wird und die geringsten Angriffe gegen dieselben heftige Streitigkeiten unter ihnen erzeugten. So hat die Frage, ob nach dem mosaischen Verbote, am Sabbath Feuer anzuzünden, der Gebrauch eines Lichtes am Abend zuvor gestattet sei, was einer ihrer berühmtesten Schriftsteller (um 1570 in Konstantinopel lebend) nach dem Beispiele seines Urgroßvaters zu bejahen wagte, die Karaïten in zwei Abtheilungen getheilt, deren eine die Benutzung eines Lichtes zuläßt, während die andere es für unerlaubt hält!

Die gegenwärtige Anzahl der Karaïten beläuft sich im russischen Gouvernement Wilna, zu Torok, Ponievies und in Luzk auf etwa 500, in Galizien zu Kokisew und Halicz auf etwa 150, in Odessa auf etwa 200 und auf der Halbinsel Krim, wo Tschufut Kale von ihnen allein bewohnt wird, auf etwa 4000; eine ziemlich zahlreiche Gemeinde derselben befindet sich in Konstanti-

nopel, eine in Jerusalem, eine in Alexandrien und dem Vernehmen nach mehrere in den persischen Ländern. In den minder zahlreichen Gemeinden sind sie meist sehr arm und nähren sich theils vom dürftigen Acker, theils vom Ausschenken, vom Producten- und Pferdehandel; in den größeren finden sich ansehnliche Kaufleute und Landwirthe. Im Aeußern erscheinen sie den übrigen Eingeborenen etwas näher stehend, als die übrigen Juden der betreffenden Gegenden. Doch unterscheiden sich die Männer durch den Zuschnitt ihres Kleides und besonders durch den Bart von den übrigen Einwohnern. Ueberall leben sie indeß sehr abgesondert und sind in der Beobachtung ihrer eigenthümlichen Gebräuche viel strenger, als die Rabbiniten, mit denen sie auch nicht essen, weil sie die Speisen derselben nicht für rein halten; für rein gilt ihnen nur Das, was ihr Chacham geschlachtet hat. Dieser ist überhaupt ihr unmittelbarer Herr; mit seiner Zustimmung werden Ehen geschlossen und getrennt, er besorgt die Beschneidung der Kinder, ist bei allen vorkommenden Familien- und Rechtsstreitigkeiten Schiedsrichter, und seinem Urtheil unterwerfen sich willig die Parteien. Er predigt bisweilen, in tatarischer Sprache, meist exegetisch, und hält auch Leichenreden. Die Gemeinde wird durch ihre Gebräuche stark gefesselt und vor fremdem Einfluß, auch vor fremder Wissenschaft bewahrt. Indeß sind die Karaïten doch nicht etwa Feinde der Wissenschaften. Ihre Bücher bekunden eine ziemliche Kenntniß der Astronomie, Mathematik und Naturkunde, sowie der Philosophie, Grammatik und Hermeneutik, Alles nach der arabisch-maimonidischen Schule. Sie dichten auch gern hebräisch in arabischem Geschmack. In der neuern Zeit haben sie auch die von anderen Juden in hebräischer Sprache verfaßten wissenschaftlichen Werke gelesen und streben nach Fortschritten. Sie achten kein Geld, um in den Besitz guter Bücher zu gelangen, und verwenden gern bedeutende Mittel auf den Druck ihrer mitunter sehr werthvollen Manuscripte, den sie

jedoch bei der Absonderung, in welcher sie leben, nur selten zu bewerkstelligen Gelegenheit finden.

Die Karaïten haben zahlreiche Gebete; täglich dauert das Gebet, schnell gesprochen, eine Stunde, am Sabbath und an Feiertagen, die mit denen der übrigen Juden in der Hauptsache gleich sind, über vier Stunden. Ihre heutige Gebetordnung, in der selbst manches rabbinische Stück einen Platz gefunden, stammt aus den letzten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts, und ihre meist aus Bibelversen zusammengesetzten Gebete sind seit etwa sieben Jahrhunderten mit vielen poetischen Zuthaten genannter und ungenannter Autoren bereichert worden. In ihren Synagogen lesen sie den Pentateuch in einem einjährigen Cyclus durch, aber nach einer Ordnung, welche von der rabbinischen abweicht und einem Schüler Anan's zugeschrieben wird. Am achten Tage des Laubhüttenfestes, der bei ihnen der letzte ist, feiern sie das Beschlußfest, am nächsten Tage aber, wo die Rabbiniten das Fest der Gesetzesfreude feiern, begehen die Karaïten den vom Propheten Zacharias erwähnten Fasttag des siebenten Monats. Die zur Thora Gerufenen lesen zuweilen selbst aus der Schrift vor; die Haphtaroth (Schlußvorlesungen) sind compilirte Bibelabschnitte; sie werden bei den karaïtischen Gemeinden in Polen und der Krim in der tatarischen Sprache gelesen. Wie bei den übrigen Juden, finden keine Targumlectionen statt; nur am siebenten Tage des Oster- und am ersten des Pfingstfestes wird zuweilen eine Uebersetzung in der Landessprache vorgetragen. Bei Familienfeierlichkeiten, am Sabbath und sonst einige Male werden religiöse Vorträge gehalten, und wie bei den übrigen Juden, heißt ein solcher Redner Darschan. Die Karaïten fasten sehr viel, Manche alle Montage und Donnerstage. Jeder besucht mehrmals des Jahres den Begräbnißplatz und betet für die Seelen der Dahingeschiedenen. Die Reicheren machen auch wohl Wallfahrten nach Palästina, um die Gräber der Erzväter bei Hebron zu besuchen. Einen Todten

rührt Keiner an; die Beschäftigung mit demselben überlassen sie Miethlingen, bis er im Sarge liegt, den sie alsdann selbst zur Bestattung bringen. Ueberhaupt stehen die Reinigungsgesetze bei ihnen in besonderer Heiligkeit. Für ihre Söhne halten sie eine Art religiöser Weihe für nöthig. Jedes männliche Kind ist nämlich bis nach zurückgelegtem siebenten Jahre Nasir (wie in der heiligen Schrift die durch Gelübde dem Wein ꝛc. Entsagenden heißen). Am achten Geburtstag wird es in den Tempel geführt; man schneidet ihm zum ersten Male das Haar ab und giebt ihm etwas Wein; ein Festmahl beschließt die Feier, und von nun an wird das Kind der weiblichen Erziehung enthoben und der männlichen überwiesen. In Betreff vieler Gebräuche sind die Karaïten überaus ängstlich und bis auf die geringsten Kleinigkeiten sorgfältig, weshalb sie ungern Kriegsdienste leisten und sich daher meist davon auslösen. Ihre bürgerlichen Sitten sind völlig unbescholten. Sie sind in dieser Beziehung die strengsten Richter, helfen aber jedem sinkenden Genossen so kräftig empor, daß nicht leicht einer aus Dürftigkeit zu einem Verbrechen kommen kann. Man weiß seit vier Jahrhunderten kein Beispiel einer Verurtheilung eines Karaïten wegen Verbrechens. Der karaïtische Kaufmann steht überall in einem so hohen Rufe der Redlichkeit, daß in der ganzen Krim sein Wort so viel gilt, als ein schriftliches Versprechen. Von Seiten der russischen Regierung erfreuen sie sich eines besondern Schutzes und sind von den Beschwerden der übrigen Juden ausgenommen.

Der Centralpunkt und Hauptsitz der krim'schen Karaïten ist, wie bereits erwähnt, die Festung Tschufut Kale (d. i. Judenburg), eine der wenigen ausschließlich von Juden bewohnten Niederlassungen, die es auf der Erde giebt, wenn nicht die einzige. Die Stadt liegt etwa eine halbe Stunde von der alten Tatarenhauptstadt Baktschisarai, auf dem Gipfel einer der höchsten Felsenklippen der Krim, am Ende einer Bergschlucht, die

zwischen Felsenmassen eingezwängt ist, welche in den barocksten, abenteuerlichsten Gestalten hervortreten und gegen die im Grunde liegenden blühenden und grünenden Gärten einen herrlichen Contrast bilden. Zu dieser Felsenstadt gelangt man auf einem sehr steilen Wege, der kurz vor dem Thore so steil wird, daß Pferde nur mit großer Mühe auf den äußersten Spitzen der Füße hinauf zu klettern vermögen. Das starke, aus Eisen verfertigte Thor hat Aehnlichkeit mit dem einer mittelalterlichen Burg, und zahlreiche finstere cyklopenartige Höhlen, die den Karaïten zur Bergung ihres Viehes bei Nacht und bei Unwetter dienen, und die über und neben einander gebaut sind, gähnen dem Ankommenden entgegen. Am östlichen Ende des Städtchens, wo sich ebenfalls ein eisernes Thor befindet, umzieht eine hohe Mauer den Ort. Die Wohnhäuser sind sämmtlich aus großen Steinstücken aufgeführt, dabei klein, niedrig, nicht mit Fenstern, aber nach orientalischer Weise mit flachen Dächern versehen und von Höfen umgeben, die ebenfalls mit großen Mauern eingefaßt sind. In diese schlüpft man durch enge Steinthüren hinein, und zwischen diesen höhlenartigen Steinhäusern sind die Straßen, welchen der Felsen, auf dem sie erbaut sind, zugleich als Pflaster dient, ganz schmal eingeengt, tief, krumm, planlos sich verzweigend. Nirgends erblickt man in den Straßen oder Höfen einen Baum oder Strauch, ja keinen einzigen Grashalm, Alles trägt die graue Steinfarbe, es ist ein wahres Felsennest. Die Synagoge ist ein einfaches Gebäude, das sich wenig von einem gewöhnlichen jüdischen Bethause unterscheidet; man verwahrt hier einige kostbare, sehr alte Abschriften des Pentateuchs auf Pergament, die zusammengerollt in prachtvollen Futteralen von Sammet stecken, welche von silbernen Beschlägen glänzen. Es giebt nur zwei Eingänge zu dieser Festung, und die Thore werden jede Nacht verschlossen. Das Wasser wird nach Tschufut Kale auf Eseln und Maulthieren in eigens geformten Tonnen und Lederschläuchen transportirt.

Man steigt eine hohe, in den Felsen gehauene Treppe nach dem Brunnen hinunter, dessen Lage tief unter den Wällen die sonst uneinnehmbare Position der Festung in Kriegszeiten gänzlich werthlos machen würde. Wenn man die schmale Schlucht verläßt, die von Baktschisarai hinauf nach Tschufut Kale führt, tritt man plötzlich aus dem tiefen Schatten steiler Felsenwände auf einen dunkeln, geheimnißvollen Platz, welcher dicht mit majestätischen Eichen und Buchen bewachsen ist. Ein geschlängelter Pfad verliert sich in die düsteren Tiefen dieses Hains, und bald wandert man durch ein Labyrinth von Grabsteinen, welche die Form von Sarkophagen haben und mit hebräischen Inschriften versehen sind. Dies ist das Thal Josaphat, seit vielen Jahrhunderten der Begräbnißplatz der Karaïten. Fast eine halbe Stunde lang kann man dem schmalen Pfade folgen und sieht sich stets von Grabmälern umgeben. Plötzlich endet dieser Gräberhain in der Nähe eines furchtbaren Abgrundes, von dessen schwindelndem Rande man eine herrliche Aussicht auf eine reiche, wechselvolle Landschaft, den kegelförmigen Felsen Tepekerman und den Tschatyr Dagh mit dem hohen Seegebirge genießt. Folgt man aber der Reihe von Kalkfelsen, auf welchen man steht, so gelangt man an einen Punkt, wo die Aussicht auf die gegenüber liegende Seite noch imposanter ist. Während auf der rechten Seite die verfallene alte Festung Tschufut Kale die nächste Höhe krönt, sieht das dem überhängenden Felsen gegenüber erbaute Mönchskloster Uspenskoi oder zur Himmelfahrt Mariä aus, als wären seine Gebäude hoch in den Lüften schwebende Taubenschläge. Als die Tatarkhane Tschufut Kale mit dem reizenden Thale unten vertauschten, wurde diese Festung wieder ausschließlich der Wohnsitz der Karaïten, die hier in Zeiten der Verfolgung stets eine sichere Zufluchtsstätte fanden. Nach dem britischen Reisenden L. Oliphant, welcher die Krim im Jahre 1852 besuchte, hat die Bevölkerung von Tschufut Kale sehr abgenommen, seitdem der Handel

lebhafter geworden ist und die Ansiedelung an bequemeren Punkten mehr Begünstigung erfahren hat. Ein großer Theil der Bewohner der von den Anglo-Franzosen im September 1854 besetzten Seestadt Eupatoria besteht aus Karaïten, von denen jetzt beinahe 2000 dort wohnen sollen, zum Theil sehr reiche Kaufleute. Ihr Tempel ist groß, eins der schönsten unter den wenigen größeren Gebäuden der Stadt, reich geschmückt und von köstlichen Gebüschen umgeben, in welchen sie am Laubhüttenfest ihr Mahl einnehmen. Die Damentribünen sind vergittert. Nach dem Berichte eines französischen Militairchirurgen in einer pariser Zeitschrift versammelten sie sich im Oktober 1854 zur Feier des Versöhnungstages um einen Tag später in ihrem Tempel, als die rabbinischen Juden, von denen sich ebenfalls eine Gemeinde in Eupatoria befindet. Nach demselben Berichterstatter ist ihr Costüme völlig das der mohamedanischen Tataren, deren Sprache sie auch reden, sowie sie völlig deren Sitten haben, „während die anderen Juden, Deutsche oder Polen, an Gewohnheit, Gewerbe und Sprache der untern Classe der Elsasser gleichen und ein verdorbenes Jüdischdeutsch sprechen." Die Polygamie ist bei den Karaïten zwar gesetzlich gestattet, aber keiner macht von diesem Rechte Gebrauch. Der Geschichtschreiber Dr. Jost stand seit vielen Jahren mit karaïtischen Gelehrten im Briefwechsel. Die russische Regierung hat in der neuern Zeit einen Anhänger der Secte, Abraham Firkowitsch, mit einer Untersuchung über die Geschichte der Karaïten beauftragt, die, wie auch Professor Koch vermuthet, vielleicht einen wesentlichen Einfluß auf die Annahme der jüdischen Religion durch die Chasaren hatten.

IV. Geschichte der Krim.

Der Boden der durch die Landenge von Perekop mit den nordwärts gelegenen Steppenländern zusammenhängenden taurischen Halbinsel war von jeher der Tummelplatz der verschiedensten Völker. Die ersten geschichtlich erwähnten Bewohner der Krim waren die Cimmern oder Cimmerier, die entweder zum Volksstamme der Thracier oder der Sarmaten gehörten. Von den Scythen aus den Ebenen der Halbinsel verjagt, behaupteten sie sich in den Gebirgen unter dem Namen Taurier, weshalb die Krim auch taurische Halbinsel (Chersonesus taurica) heißt. Thoas war zur Zeit des trojanischen Kriegs König der Scythen, die als Nomaden und Barbaren sich gegen die Concurrenz von Fremden zu sichern suchten und daher Jeden, der an ihre Ufer trat, der Diana opferten. Iphigenia kann als Personification der höhern griechischen Cultur, welche hier eindrang, angesehen werden; wenigstens ist dies der deutliche Sinn der Mission von Orestes und Pylades, welche als Sendboten des delphischen Apollo gegen den blutigen Dianencultus auf Tauris erschienen. Im sechsten Jahrhundert v. Chr. ließen sich kleinasiatische Griechen an den Küsten nieder und gründeten blühende Städte und den Staat Bosporus, an der Meerenge von Jenikale, dem cimmerischen Bosporus, und auf der Südwestküste den herakleischen Freistaat. Vielleicht ist das noch in der neuesten Zeit von Griechen bewohnt gewesene Balaklawa, deren Ansiedelung daselbst indeß aus dem vorigen Jahrhundert stammt (s. oben),

noch ein Ueberbleibsel einer griechischen Colonie. Kertsch (Pantikapäon), später Hauptstadt des Bosporus-Reichs, war eine Colonie der Milesier. Vier Jahrhunderte v. Chr. gewannen die Taurier die Oberhand wieder und verjagten die Griechen, allein 112 v. Chr. unterwarf Mithridates, König von Pontus, sich diese Landschaften und residirte auf der Krim. Nach seinem Fall herrschten die Römer allein auf der taurischen Halbinsel. Die Römer müssen die fruchtbare Halbinsel bedeutend cultivirt haben, da man noch in ihren Ruinen von Canalbauten u. s. w. Zeugnisse davon findet. In der Zeit der Völkerwanderung hausten Gothen und Hunnen über die Cultur hin, und eine turko-finnische Race, Chasaren, setzte sich auf der Krim fest. So oft, namentlich zur Zeit der Völkerwanderung, ein neues Volk in den nordkaukasischen Ebenen erschien, in Folge des angeborenen Wandertriebes, oder aus Ehrgeiz der Anführer, oder aus Beutesucht der Uebrigen vorwärts drängte und endlich die nördlichen Ebenen der taurischen Halbinsel überschwemmte, flüchtete ein Theil der ursprünglichen Bewohner in die weniger zugängliche Westhälfte des südlichen Küstengebirges, während die Osthälfte desselben meist schon zeitig von den Eroberern besetzt wurde. Ein Theil der ursprünglichen Bewohner im Osten und Westen flüchtete auf die Schiffe und suchte ein neues Vaterland auf den gegenüber liegenden Küsten des Schwarzen Meeres. Das Erobervolk, das sich in der Steppe niedergelassen, hatte in der Regel nicht weiter Lust, die Flüchtlinge bis in die schwer zugänglichen Thäler zu verfolgen, und knüpfte lieber allmälig Verbindungen mit ihnen an. Nur sehr selten versuchte es, seine Herrschaft bis an die Westküste auszudehnen. Der einzige, einigermaßen gangbare Weg führte dann auch in den ältesten Zeiten auf derselben Stelle nach der Küste des Pontus, wo sich jetzt die große Straße von Simpheropol, der jetzigen Hauptstadt von Taurien, nach Aluschta befindet. Diesen Weg nahmen ohne Zwei-

sel in den ältesten Zeiten die Scythen, um sich die nach dem Gebirge geflüchteten Cimmerier zu unterwerfen. An der Küste selbst legten, wie erwähnt, später die handeltreibenden kleinasiatischen Griechen Colonien an und verpflanzten das griechische Element in diese entfernte Gegend, von der sie, um andere ihrer Landsleute von ähnlichen Unternehmungen abzuhalten, die schauerlichsten Dinge erzählten. Unter Anderm berichteten sie, Helios erscheine dort nie mit seinem Sonnenwagen, und purpurne Finsterniß bedecke ununterbrochen die Erde. „Cimmerische Finsterniß" wurde bei den Griechen sprüchwörtlich. Die Geschichte der Gothen in der Krim ist noch nicht genügend erforscht. Professor Maßmann hat in einem Vortrage, den er in der geographischen Gesellschaft zu Berlin hielt und in den Monatsberichten abdrucken ließ, auf die Wichtigkeit der Untersuchungen über die Zeit des Aufenthalts der Gothen in der Krim aufmerksam gemacht. In der ersten Zeit der Völkerwanderung zogen sich die Gothen in das wilde, wenig zugängliche Küstengebirge zurück und erhielten sich in demselben wenigstens bis in das sechzehnte Jahrhundert. Als die Chasaren in den Besitz der taurischen Halbinsel kamen, erhielt diese den Namen Chasarien, während die Südküste und namentlich der westliche Theil mit der Landzunge, auf welcher Sebastopol liegt, fortdauernd Gothien genannt wurde. Diese Bezeichnung blieb für denselben Umfang, wie früher, während der Name Chasarien aus der Geschichte verschwand. In einem Vertrage zwischen dem Herrscher der goldenen Horde und den Genuesen von Kaffa, der im Jahre 1380 abgeschlossen wurde, wird Gothien den letztern zugesprochen. Demnach müssen damals noch Gothen in der Krim existirt haben. Die bekannte und viel besprochene Erzählung des Holländers Rubruquis, der im Jahre 1253 hier noch gothisch sprechen hörte, ist keine Fabel, sondern Thatsache. Erst die rohen Horden der Osmanen fielen mit wahrer Tigerwuth über die unglücklichen christlichen Bewohner und

demnach auch über die Gothen her und metzelten sie nieder oder zwangen sie doch wenigstens, ihren Glauben abzuschwören und den Islam anzunehmen. Ein Zeitgenosse erzählt die heldenmüthige Vertheidigung der beiden Herzoge der jetzt in Ruinen liegenden Burg Mangup Kale und nennt sie die letzten Reste des gothischen Volkes und der gothischen Sprache. Nach einem andern Schriftsteller, der freilich ein Jahrhundert später lebte, sollen jedoch diese beiden Herzoge Griechen gewesen sein. Unter den Byzantinern scheinen sich nämlich von Neuem viele Griechen auf der Südküste niedergelassen zu haben; später jedoch, als die Genuesen auf der östlichen Hälfte allmälig Einfluß erlangten und eine Stadt nach der andern sich unterwarfen, zogen sich jene mit den gothischen Ueberresten nach dem weniger zugänglichen Westen, wo sie bis zur Anerkennung der türkischen Oberherrschaft von Seiten des Tatarkhans ziemlich ungestört lebten. Ihre Hauptburgen und Vesten wurden später ebenfalls von den Türken erobert; die ganze Bevölkerung wurde gezwungen, den Islam anzunehmen oder über die Klinge zu springen. Nach dieser Zeit scheinen die zu Mohamedanern gewordenen Reste der frühern Bewohner allmälig in ihren unzugänglichen Thälern ihre frühere Unabhängigkeit zum Theil wieder erlangt und mehr mit den Türken, als mit den Tataren in Verbindung gestanden zu haben. Mit dem Islam hatten sie auch die Sprache der Türken angenommen. Man ersieht dieses deutlich aus den Namen der Ortschaften, Bäche und Berge, die nicht dem tatarischen Dialekte, sondern der Sprache, wie sie in Konstantinopel gesprochen wird, entnommen sind. Ganz anders verhält es sich mit den Bewohnern der Osthälfte der Südküste, die fortwährend mit den Tataren der nördlichen Ebenen in genauer Verbindung standen und sogar Vermischungen eingegangen waren. Mit der Zeit haben sie auch deren Dialeckt angenommen. Dieser unterscheidet sich aber wesentlich durch seine Härte von dem, der in Konstantinopel ge-

sprochen wird und jetzt zur Schriftsprache erhoben ist, stimmt jedoch wiederum mehr mit dem überein, dessen sich die Nogayen am Kuban und selbst die Kumüken und Truchmenen im Westen des Kaspischen Meeres bedienen. Die Geschichte der Genuesen in der Krim erzählten wir unter Feodosia.

Der Zusammenhang mit der Gegenwart wird erst durch das Tatarenreich eröffnet. Die Eroberung der taurischen Halbinsel durch die Tataren erfolgte im dreizehnten Jahrhundert. Der Name Krim (Krym) ist tatarischen Ursprungs und bedeutet Festung, womit die große natürliche Widerstandskraft der Halbinsel bezeichnet werden sollte. Die krim'schen Tataren waren nach Dschingis-Khans und seines Sohnes Oktai (Ugadai) Tode bald der goldenen Horde unmittelbar, bald der nogay'schen oder blauen Horde unterthan, je nachdem die eine oder die andere mächtiger war. Im Jahre 1411 wurde der bisherige Feldherr der kaptschakischen Tataren, Edigei, bei der Thronrevolution der goldenen Horde von Temir ans Schwarze Meer gedrängt, wo er sich unabhängig machte. Er plünderte im Jahre 1416 Kiew, schloß aber bald Frieden und starb 1416. Durch den Streit über die Erbfolge unter seinen Söhnen wurden die krim'schen Tataren eine Zeitlang an Einfällen in Polen und Rußland verhindert. Endlich wählte die Horde Asi Ghirei (diesen letztern Namen führte er nebst seinen Nachkommen aus Dankbarkeit gegen einen Lebensretter), einen Nachkommen des Tochtamisch, zum Khan. Schon früher hatten die Genuesen, vom Kaiser Michael Paläologus begünstigt, zum Behufe der Ausbreitung ihres Handels den Tataren die Herrschaft auf einigen Küstenpunkten streitig gemacht und namentlich Kaffa, Sudak und Balaklawa besetzt. Asi Ghirei Khan führte in Verbindung mit den Russen Krieg gegen die goldene Horde und schlug sie im Jahre 1465. Nach seinem Tode (1467) folgte ihm von seinen sechs Söhnen der älteste, Nordulat Ghirei, welcher jedoch von dem vierten, Mengli Ghirei, gestürzt

wurde und in Polen Schutz suchte. Aber auch dieser wurde im Jahre 1475 durch seinen Bruder Aidar Ghirei verdrängt; er floh zu den Genuesen nach Kaffa, gerieth bei der Eroberung dieser Stadt durch die Türken in die Gefangenschaft der letztern und wurde nach Stambul abgeführt. Der Padischah, Mohamed II., schenkte ihm hier die Freiheit und zugleich die eben eroberte taurische Halbinsel, wogegen er und seine Nachfolger sich als türkische Lehnsträger und als Zinsleute bekannten. Das unabhängige Tatarenregiment in diesem Lande währte demnach nur kurze Zeit, und es zeigte sich auch hier, daß die wilde Kraft des Anpralls, welche dieser Volksstamm so oft entwickelte, zwar hinreichte, schwache und hinfällige Staatenbildungen zu zerstören, jedoch nur äußerlich imposante und ephemere Reiche, ohne organisch fortbildende Lebenskraft, hinzustellen vermochte. Mengli Ghirei Khan wurde zwar bereits 1476 von dem Sohne Khan Achmeds von der goldenen Horde überfallen und der Tatarprinz Senibek als Khan eingesetzt, aber dieser mußte schon 1480 weichen und floh nun nach Rußland zu Iwan III., wo schon Nordulat Ghirei und Aidar Ghirei eine Zuflucht gefunden hatten und von Iwan abgehalten wurden, in die Krim zurückzukehren. Der der Pforte lehnbare Khan der taurischen Halbinsel, Mengli Ghirei, hatte Anfangs, eng mit Rußland verbunden, dessen Zwecke gefördert, viel zur Unterdrückung der goldenen Horde beigetragen, im Jahre 1483 Kiew erobert und in Polen fortwährend Einfälle gemacht. Aber durch die Absetzung seines Stiefsohns Abdul Letif, Khans von Kasan, und durch polnische Emissäre gegen Rußland gereizt, schickte er in den Jahren 1512 und 1515 seine beutegierigen Reiterschaaren unter seinen Söhnen Achmed und Burnusch Ghirei gegen Rußland, starb jedoch schon 1515. Sein Sohn und Nachfolger Mahmud Ghirei war eigentlich der Russen Feind, unternahm aber doch nichts Ernstliches, ja er ließ sich durch die Drohung, die nogay'schen und astrachan'-

schen Tataren gegen ihn zu hetzen, so schrecken, daß er im Jahre 1516 für Rußland einen Einfall in Polen unternahm. In den Jahren 1517—1518 machte er Streifzüge gegen Rußland, die aber mislangen; dann wollte er Khan von Kasan werden, verband sich deshalb mit Wasilj IV. gegen Polen, drang bis gegen Krakau vor und schlug den Kosakenhetman Ostrowski; der Czar trug aber Bedenken, Kasan und die Krim unter eine Herrschaft zu bringen, und hielt ihn durch Vorspiegelungen, daß der türkische Sultan gesonnen sei, seinem Neffen Hemmet die Krim zu geben, im Zaume. Mahmud bemächtigte sich nun insgeheim durch seinen Bruder Saïp der Regierung in Kasan, schlug die Russen an der Oka, vereinte sich mit dem kasan'schen Heere unter seinem Bruder Saïp bei Kolomna, ging im Juli 1521 geradezu auf Moskau los und bedrängte dieses so, daß die Bojaren im Namen des Großfürsten versprachen, ihm zinsbar zu sein. Nun zog er zwar ab, schleppte aber Hunderttausende in die Sclaverei fort. Im Jahre 1523 überfiel er mit Mamai, Khan der Nogayen, Astrachan und verjagte den dortigen Khan, wurde aber von den Nogayen, welche ihn im Verdacht hatten, daß er auch sie zu unterjochen beabsichtige, überfallen und nebst allen Söhnen und Großen in seinem Zelte niedergestoßen. Die Reste des Heeres, welche entkamen, mußten, da die Kosaken unter ihrem Hetman Daschkowitsch in die Krim einfielen, in Perekop bei den Türken Schutz suchen. Kasel Ghirei, der Sohn Mahmud Khans, wurde bald darauf von seinem Oheim Saidet Ghirei erdrosselt, welcher von der Pforte als Khan die Bestätigung erhielt. Saidet Ghirei wurde von seinem Neffen Islam zweimal vertrieben, es gelang ihm aber jedesmal, die Herrschaft wieder an sich zu bringen. Er versöhnte sich indeß mit seinem Neffen und trat ihm 1527 sein Gebiet ab. Islam verjagte ihn aber nochmals und unternahm 1533 einen erfolglosen Zug gegen Rjäsan. Von Polen und der Pforte unterstützt, erhob sich der aus Kasan vertriebene Saïp

Ghirei gegen Islam, der unter russischem Schutze stand; als dieser mit dem Großfürsten brach und in Rußland einfiel, wurde er zurückgeschlagen, von Saïp aber überfallen und getödtet. Dieser wollte die Minderjährigkeit des Großfürsten von Rußland, Iwan IV., des Schrecklichen, benutzen, um, in Verbindung mit dem Khane von Kasan und Astrachan, mit den Nogayen und Türken, Rußland zu bezwingen, aber die Kasaner erschienen zu früh im Felde, und als Saïp 1541 anlangte, mußte er sich zurückziehen. Später rüstete er sich von Neuem gegen Rußland, wurde aber 1551 abgesetzt. Dewlet Ghirei, der an seine Stelle trat, setzte den Krieg mit abwechselndem Glücke bis 1563 fort, wurde jedoch durch mehrere Einfälle der Russen in die Krim endlich geschwächt und sah sich genöthigt, mit Rußland Frieden zu machen. Kurz darauf verbündete er sich mit Polen, rückte schon im Jahre 1464 mit 60,000 Mann unvermuthet gegen Rjäsan und unternahm einen Sturm auf diese Stadt, die sich jedoch hielt. Dewlet Khan eilte schnell nach der Krim zurück. Ein neuer Feldzug gegen Rußland, den er, von Polen angereizt, 1567 unternahm, mislang durch die neu errichteten donischen Kosaken. Im Frühjahre 1571 brach Dewlet Khan mit 100,000 Mann aufs Neue in Rußland ein; er erschien am 24. Mai vor der Czarenstadt Moskau, steckte sie in Brand und eroberte sie mit Ausnahme des Kremls, wobei nicht weniger als 800,000 Menschen das Leben verloren haben sollen. Nun wendete sich der Tatarkhan gegen Südosten, verwüstete auf seinem Zuge die dortigen Provinzen und schleppte über 100,000 Menschen in die Gefangenschaft. Iwan IV. sah sich genöthigt, um Frieden zu bitten und die Abtretung von Kasan und Astrachan und die Zahlung eines Tributs anzubieten. Vergebens. In seinem Uebermuth verwarf Dewlet Khan diese Anerbietungen und rückte neuerdings mit 120,000 Mann gegen Moskau vor, aber bei Molody, sieben Meilen von der Czarenstadt, stieß er auf das russische Heer unter

Worotinski und erlitt am 1. August 1572 eine so große Niederlage, daß er kaum 20,000 Mann in die Krim mit zurück brachte. Auf dieser Halbinsel herrschte Hungersnoth, die Kosaken vom Dnjepr waren eingefallen und hatten Asow erobert, und ein Aufruhr war zu fürchten. Dewlet Khan verlor daher den Muth zu neuen Anstrengungen. Als er 1577 starb, folgte ihm sein Sohn Mahmud Ghirei. Dieser unternahm einen Einfall in Lithauen und forderte Astrachan von Rußland zurück; im Jahre 1582 wiegelte er auch die Tscheremissen, Nogayen und Sibirer gegen Rußland auf, wobei viele Russen ermordet und die russischen Grenzgebiete verheert wurden; auch Kasan erhob sich, und die Unabhängigkeit der empörten Völkerschaften schien unbezweifelt aus der Bewegung hervorgehen zu müssen. Da aber Mahmud Khan seinen Zug gegen Rußland nicht fortsetzte, so gelang es dem kraftvollen russischen Reichsverweser, Boris Godunow, im Jahre 1584, die Aufrührer zu trennen und die Ruhe wieder herzustellen. Mahmud Khan fiel im Jahre 1586 durch seinen Bruder Islam Ghirei, der von der Pforte zum Khan erhoben und von türkischen Truppen unterstützt worden war, jedoch schon 1587 von seinen Neffen Saidet und Murat mit Hilfe der Nogayen vertrieben wurde. Islam Khan floh nach Kaffa, von wo er in Begleitung von 4000 Janitscharen zurückkehrte und seine Neffen wieder vertrieb, die sich nun nach Rußland flüchteten. Islams Bruder und Nachfolger (seit 1588) Kassi Ghirei unternahm, um sich Geld zu verschaffen, einen Streifzug nach Polen und ließ sich von Schweden bereden, im Jahre 1591 mit 150,000 Mann gegen Rußland Krieg zu führen. Da die russische Hauptmacht gerade gegen Schweden im Felde stand, so gelangte der Tatarkhan ungehindert bis nach Moskau, dann aber sah er sich zum Rückzuge genöthigt. Von seinen Horden brachte er nur etwa den dritten Theil mit nach der Krim zurück. Durch das Mislingen dieses Feldzuges war die Macht der krim'schen Tataren gebrochen wor-

den, und ihre Einfälle in Rußland hörten nun auf. Kassi Khan wollte mit seiner Horde die taurische Halbinsel verlassen und an den Ufern des Dnjepr ein neues Reich gründen, wurde aber von den Russen an der Ausführung dieses Plans verhindert. Er schloß endlich 1595 Frieden mit Rußland, unter der Bedingung, daß er jährlich ein Geschenk von 10,000 Rubeln erhalte. Im Jahre 1608 wurde er jedoch abgesetzt, und Feth Ghirei trat an seine Stelle. Die Geschichte der krim'schen Tataren bietet von nun an in der Hauptsache nur noch ein untergeordnetes Interesse und beschränkt sich auf die Geschichte der Regierungsveränderungen und der Hilfstruppen, welche die Tatarkhane der Pforte stellten. Der 1608 an Kassi Khan's Stelle getretene Feth Ghirei mußte schon nach wenigen Monaten einem Andern weichen, der nach kurzer Zeit starb, worauf Salmet Ghirei Khan wurde. Die taurische Halbinsel sank zur völligen Unbedeutendheit herab, seitdem durch die wachsende Macht Rußlands unter dem Hause Romanow alle Aussicht verschwunden war, die asiatischen Reiche der Tataren mit der Krim zu vereinigen. Diese war fortan nur noch türkische Provinz. Die Khane wurden in raschem Wechsel ab- und eingesetzt, hingen ganz von der Pforte ab, wurden von türkischen Paschas beobachtet und beschränkt und nicht selten, wenn sie den Unwillen des Sultans oder des Großveziers erregt hatten, wie gemeine Verbrecher bestraft. — Sie mußten für die Ruhe und Unterwürfigkeit ihrer Untergebenen bürgen, verloren aber, sobald sie Miene machten, sich unabhängig zu benehmen, Herrschaft und Leben. Nur mußte der Sultan den Nachfolger in der Familie Ghirei wählen. Seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts waren die krim'schen und nogay'schen Tataren nur noch in den Kriegen der Türken und in einzelnen Raubzügen gegen Rußland und Polen thätig, bei denen es allein auf Plünderungen abgesehen war. Die russischen Czare begnügten sich damit, sich in die inneren Angelegenheiten der Krim einzumischen, den

streitenden Theilen Freundschaftsdienste zu erweisen und zu „vermitteln", eine Politik, durch welche Rußland von jeher die meisten Eroberungen gemacht, ja seine ganze Existenz begründet hatte. Gelegentlich erhob es gegen die Pforte Ansprüche oder reizte sie auch zu Feindseligkeiten. Der merkwürdigste der spätern Tatarkhane der Krim war Dewlet Ghirei, der in der Zeit Peters des Großen als türkischer Vasall regierte. In Konstantinopel hoch angesehen und ein eifriger Muselmann, rieth er nach dem Frieden, den der bestochene Großvezier Baltadschi Mehemed am Pruth abgeschlossen hatte, zu einem neuen Kriege. Als die Berathungen beendet waren, wollte Dewlet Khan zu Pferde steigen, um nach der Krim zurückzukehren, als er auf einmal mit einem Fuß im Steigbügel anhielt. „Was mag den Dewlet Ghirei aufhalten?" fragte der Sultan. „Ich erwarte," antwortete der Khan, „daß Du mir den Kopf des Baltadschi Mehemed schickst." Er erhielt den verlangten Kopf und die Köpfe des Reis Effendi und des Janitscharen-Aga's dazu. Dewlet Ghirei war noch der Herr eines großen Gebiets. Sein Khanat reichte bis zur Donau, wo die unmittelbaren Besitzungen des Großherrn begannen, bis an Polen und Kleinrußland und endete östlich erst am Kaukasus. Ohne sein Land zu entblößen, konnte er 200,000 Mann ins Feld stellen. Ein solches Heer kostete wenig, denn der Adel schlug sich auf seine Kosten, und die Unterthanen nährten sich selbst bis zur ersten Gelegenheit zur Plünderung; dann waren alle ihre Auslagen ersetzt, und oft noch mehr. Steuern erhob der Khan nicht, außer beim Ausbruch eines Kriegs, wo jeder Kreis einen zweispännigen, mit Getreide beladenen Wagen stellen mußte. Seine Einnahme bestand in dem Tribut, den die Moldau und Walachei entrichteten, in dem Ertrage der Salzwerke und Zölle, hauptsächlich aber in der Kriegsbeute. Alle Fürsten des Geschlechts der Ghirei zeichneten sich durch ihre Wohlthätigkeit aus, sodaß keiner von ihnen reich wurde. Auch die Pforte gab dem Khan einen

Geldbeitrag zu seiner Hofhaltung, nach unserm Gelde jährlich 86,200 Thaler. Die Krim war ein unverletzliches Asyl für Jedermann; jede Bitte, die ein Khan dem Sultan vortrüge, sollte gewährt werden. Nicht die Pforte, wohl aber der Adel beschränkte die Macht der Tatarenfürsten. Die Güter waren in Lehen getheilt, welche dem Adel gehörten; die Verwaltung der Halbinsel erfolgte nach achtundvierzig Kreisen oder Kadiliks. Die Bildung der Krimbewohner erhob sich weit über die der Völker im Norden. Der Ackerbau wurde verständig betrieben, der öffentliche Unterricht durch zahlreiche Elementarschulen gefördert. Ein selbstständiges Gemeinwesen verbreitete ebenfalls eine gewisse Bildung, der auch der Handel günstig war, mit welchem sich die Tataren als Schüler der Genuesen bekannt gemacht hatten.

Im Jahre 1736 griff der russische General Münnich an der Spitze von 100,000 Mann die taurische Halbinsel an, die lange keinen Feind gesehen hatte. Die Russen erstürmten die befestigte Landenge von Perekop, den Schlüssel der Halbinsel, und drangen bis Simpheropol vor, mußten aber dann umkehren, weil die heiße Jahreszeit Fieber erzeugte. Im nächsten Jahre konnten sie die Landenge nicht forciren, drangen aber von einer andern Seite her, nämlich von Osten über die Meerenge von Jenitschi und die Landzunge von Arabat, in das Land ein. Es war ein reiner Verwüstungszug, bei dem die Krim schrecklich mitgenommen wurde. Im Jahre 1740 wurde ein Friedensvertrag abgeschlossen, und es folgte eine achtundzwanzigjährige Friedenszeit, während welcher innere Unruhen, Ränke von Russen und Türken und Thronentsetzungen den Untergang des krim'schen Tatarenreiches vorbereiteten. Bei dem Ausbruch eines neuen türkisch-russischen Kriegs drangen die Russen von zwei Seiten, über Perekop und Arabat, in die Krim ein und verjagten den Khan. Der Fürst, den sie einsetzten, Sahin Ghirei, stellte sich unter den Schutz Katharina's II., und die Pforte erkannte in dem Vertrage

von Kutschuk Kainardschi vom 17. Juli 1774 die Unabhängigkeit der Krim an. Von diesem Augenblick an betrachtete Katharina II. das Land als ihr Eigenthum und legte Handelscolonien von Juden und Armeniern an. Als im Jahre 1779 die Tataren dem sogenannten „unabhängigen" Khan, der in der That völlig abhängig von Rußland war, durch Aufstände hart zusetzten und ihn sogar vertrieben, setzten ihn die Russen wieder ein, nöthigten ihn aber bald darauf, der Herrschaft über die Krim gegen ein Jahrgehalt von 100,000 Rubeln völlig zu entsagen, worauf die taurische Halbinsel nebst Kuban durch den Vertrag vom 10. Juni 1783 dem russischen Reiche einverleibt wurde. Der arme Sahin Ghirei war endlich der innern Streitigkeiten, welche dem Lande und dem Volke großes Unheil brachten, müde geworden und hatte mehr durch die Umstände gezwungen, als freiwillig, sein Khanat abgetreten, in gleicher Weise, wie später Georg XIII. von Grusien sein Königreich. Die Pforte, von Oesterreich und Frankreich im Stich gelassen, ließ es geschehen, und konnte auch in spätern Kriegen mit Rußland diesem jene Länder, die nun die Namen Taurien und Kaukasien erhielten, nicht mehr entreißen. Aber die Russen mußten das Land Schritt vor Schritt erobern. Sahin Ghirei fand keine Ruhe mehr im eigenen Lande und zog sich nach Stambul zurück. Dort wurde der frühere Vasall sehr ungnädig empfangen und nach der Insel Rhodus verwiesen, wohin gewöhnlich in Ungnade gefallene hohe Würdenträger geschickt werden. Nach kurzer Zeit schickte ihm der Sultan — wie man sagt, auf Potemkin's freundliche Verwendung — dorthin die seidene Schnur. Nun war noch der frühere Gegenkhan Selim Ghirei übrig. Ueber ihn schrieb Katharina an Voltaire: „Mit Nächstem wird man mir wohl den jungen Khan der Krim bringen. Eben erfuhr ich, daß er sich mit seinen Anhängern in die Gebirge geflüchtet und dort, wie der Prätendent von Schottland nach der Niederlage von Culloden, umher-

irre. Sobald das Wild eingefangen ist, werde ich mir Mühe geben, es selbst zu civilisiren. Aus Rache werde ich ihm Tanzstunden geben lassen und ihn in die französische Komödie schicken.“ Es gelang ihm indeß, mit fast allen Großen des Reichs nach Tscherkessien zu entkommen, wo er viel dazu beitrug, die alte Feindschaft und den Haß der Bewohner dieses Landes gegen Rußland zu erhalten. Nur ein Glied der Herrscherfamilie der Ghirei blieb in der Krim zurück; dessen Sohn, der letzte der Dschingis-Khaniden, lebt noch daselbst, aber in großer Zurückgezogenheit. Er ist mit einer Engländerin verheirathet und ließ seine Kinder in der protestantischen Religion erziehen. Eine seiner Töchter war 1844, als Professor Karl Koch die Krim besuchte, im Begriff, sich mit einem Herrn von Gersdorf, einem geborenen Schlesier, aber in russischen Diensten, zu verheirathen. Seit dem Untergange des krim'schen Khanats ist selbst der Name der Tataren aus der Geschichte verschwunden, und ihre Zweige werden jetzt mit ihren Völkernamen Usbeken, Turkomanen, Khiwaer, Bokharer u. s. w. bezeichnet.

Im Jahre 1786 besuchte die Kaiserin Katharina II. in Begleitung des deutschen Kaisers Joseph und ihres allmächtigen Günstlings Potemkin ihre neue Besitzung, die taurische Halbinsel, und wurde von dem Letztern auf die bekannte Weise betrogen. Um der Kaiserin bei ihrem Triumphzuge durch die Krim das Bild eines Wohlstandes, der nicht vorhanden war, vorzugaukeln, ließ Potemkin blühende Städte und Dörfer, auf Leinwand gemalt, in der Ferne aufstellen und vertheilte am Wege Heerden und Menschen, welche huldigend das Salz der Unterwürfigkeit darreichten, aber aus als Tataren eingekleideten Armeniern, Juden und Griechen bestanden. Nachts wurden die Dörfer weiter transportirt, Menschen und Thiere zogen mit, und so sah die Kaiserin auf der ganzen Reise immer dieselben Decorationen und Staffagen. Potemkin erhielt den Beinamen des Tauriers. Auf

dem Vorsprunge der Halbinsel, Chersones, hatte Potemkin bei jener Gelegenheit einen Wegweiser aufrichten lassen, auf dessen bedeutungsvoll zeigendem Arme die Worte eingebrannt waren: „Weg nach Konstantinopel!“ Dieser Arm hat seitdem immer gezeigt, und die russische Diplomatie hat immer gestrebt, auf diesem Wege vorwärts zu kommen. Die Halbinsel Krim nebst der nördlich von ihr gelegenen Nogaysteppe wurden zuerst zu einem Königreich, im Jahre 1802 aber zu einem Gouvernement Taurien umgeschaffen, dessen nördliche Grenze der Dnjepr bildet, und das im Osten bis an den kleinen Fluß Berda reicht, in welcher Ausdehnung es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die kleine Tatarei bildete. Wie bevölkert dieses kleine Land damals im Verhältniß zur jetzigen Zeit gewesen sein muß, ersieht man daraus, daß es gegen 100,000 Mann und mehr ins Feld stellen konnte. Freilich gehorchten in den bessern Zeiten den Tatarkhanen noch die Horden von Budschak (zwischen Donau und Dnjestr), Jedisan (zwischen Dnjestr und Dnjepr) und Kuban, stellten aber eine gleiche Mannschaft, sodaß das ganze Heer des mächtigen Herrschers der Krim aus 200,000 bis 250,000 Mann bestand. Es ist freilich in Anschlag zu bringen, daß an einem solchen Raubzuge Jeder, der nur Waffen tragen konnte, Theil nahm und deshalb die Einwohnerzahl vielleicht doch nicht so groß war, als man gewöhnlich annehmen will. Was aber ist aus der Krim, diesem pontischen Italien, unter Rußlands Protection und Herrschaft, aus Katharina's Culturplänen geworden? In der ersten Zeit der russischen Herrschaft nahmen Wohlhabenheit und Volksmenge bedeutend ab. Die Meisten von Denen, welche der Krieg, die Unruhen und die Pest verschont hatten, wanderten aus. Der Adel gab das Beispiel zu dieser Auswanderung, deren Ziel gewöhnlich Kleinasien war; seine Lehnsleute folgten ihm. Am Ende des vorigen Jahrhunderts war die Bevölkerung auf höch-

stens 60,000 Menschen herabgesunken, hob sich dann aber wieder durch Ansiedelungen und theilweise Rückkehr der Ausgewanderten. Bei der Einverleibung der Krim in das russische Reich hatte die Regierung alles Grundeigenthum in Besitz genommen, das der Pforte, dem Khan oder den Ausgewanderten zugehört hatte oder durch die Pest herrenlos geworden war. Fast alle diese Besitzungen verschenkte Katharina an russische Große, mit der Bedingung, daß diese auf ihren neuen Besitzungen Colonien anlegen sollten. Sectirer wurden namentlich in den unfruchtbarern Gegenden des taurischen Festlandes angesiedelt; daneben nahmen Deutsche, hauptsächlich Mennoniten und Katholiken, die bessern Gegenden ein. Auch Griechen und Armenier fanden hier willige Aufnahme; endlich wurden in der neuesten Zeit auch Juden angesiedelt. Auf diese Weise hat die sogenannte kleine Tatarei wieder eine größere Einwohnerzahl erhalten. Die russischen Großen achteten ihr neues Eigenthum in der Krim wenig und verschleuderten es häufig genug zu Spottpreisen; manche von ihnen legten sich im Süden der Halbinsel Lustschlösser und Paläste an und pflegten daselbst ihre Badesaison zuzubringen. Durch die russischen Grundherren entstanden Verwickelungen. Die Tataren hatten keine eigentliche Leibeigenschaft gekannt, sondern nur eine Verpflichtung der Gutsunterthanen zu Frohnden. Aber die Russen behandelten die Landbauer ihrer Güter so lange als Leibeigene, bis Kaiser Alexander I. diese Verhältnisse ordnete. Nach den von ihm gegebenen Gesetzen muß jeder Frohnpflichtige männlichen Geschlechts sechs bis zwölf Tage im Jahre für den Gutsherrn frohnden, den Zehnten von Feld- und Gartenfrüchten, den Dreißigsten vom Geflügel abliefern. Keiner darf seinen Wohnort verlassen oder sein Land verkaufen, wenn nicht der Gutsherr seine Einwilligung dazu ertheilt hat. An die Regierung haben diese frohnpflichtigen Leute blos das allgemeine

mäßige Kopfgeld zu entrichten. Bemerkenswerth und charakteristisch ist der Besuch des edeln Alexander auf der taurischen Halbinsel im Jahre 1825. Er sah sich die einheimischen Tataren selbst an und rief, wie der Engländer Charles Henry Scott erzählt, beim Anblick derselben einmal über das andere aus: „Welche herrlichen Gestalten des Orients.“ Welche edle Menschenrace! Die Krim würde ihre schönsten Eigenthümlichkeiten verlieren, wenn man die Tataren nicht schonte. Ich hoffe, man wird sie ermuthigen, hier zu bleiben.“ Sie sind geblieben, aber zur Hälfte ausgestorben. Bei einer anderen Gelegenheit sagte Alexander plötzlich: „Wenn ich meinem Throne entsage, werde ich nach der Krim zurückkehren und das taurische Costüme tragen.“ Zur Beherrschung des Schwarzen Meeres legten die Russen auf der Landzunge, in welche das krim'sche Küstengebirge an seinem Westende ausläuft, in Sebastopol eine Seefestung ersten Ranges an, die in ihrer Weise ein Meisterstück, freilich mehr natürlicher, als wissenschaftlicher Fortification ist. Auch eine neue Hauptstadt gründeten die Russen auf der taurischen Halbinsel, Simpheropol, aber die 12,000 Einwohner, etwa zur Hälfte Tataren, die anderen Armenier und Russen, erreichen noch lange nicht den Culturwerth einer kleinen deutschen Stadt. Die alte Tataren-Hauptstadt Baktschisarai, einst blühend mit 100,000 Einwohnern, ist bis auf etwa 9000 Tataren ausgestorben, zu denen etwa 3000 Griechen, Karaïten und Zigeuner kommen. Die Tataren haben von den Russen nichts bekommen und angenommen, am wenigsten eine Civilisation, über der sie in ihrer edeln Natürlichkeit weit stehen. Das wenn nicht zahlreichste, doch wichtigste Cultur-Element auf der taurischen Halbinsel bilden die Deutschen.

Druck von Fr. Ries in Leipzig.